3 1761 07392416 9

Wittner, Otto
Moritz Hartmanns Jugend

PT
2292
H2Z94

Moritz Hartmanns Jugend.

UNIVERSITY OF TORONTO
APR 1 1905

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät der Universität Bern.

Vorgelegt von

Otto Wittner aus Leipzig.

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag von Herrn **Prof. Dr. O. Walzel** angenommen.

Bern, den 21. Februar 1902.

Der Prodekan:

Prof. Dr. J. H. Graf.

LIBRARY
JUL 4 1960
UNIVERSITY OF TORONTO

. . . . Wien 1903. . . . .

Im Verlage des Verfassers.

= Druck von Johann N. Vernay, Wien. =

Moritz Hartmanns Jugend.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der philosophischen

Fakultät der Universität Bern.

Vorgelegt von

Otto Wittner aus Leipzig.

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag von
Herrn **Prof. Dr. O. Walzel** angenommen.

Bern, den 21. Februar 1902.

Der Prodekan:
Prof. Dr. J. H. Graf.

Wien 1903.

Im Verlage des Verfassers.

= Druck von Johann N. Vernay, Wien. =

LIBRARY
UNIVERSITY OF TORONTO
JAN 3 1912

PT
2292
H2Z94

Zu den hier als Dissertation abgedruckten drei ersten Kapiteln meiner Biographie Moritz Hartmanns wurde folgendes Material benützt:

I. Zeitschriften und Almanache:

Österreichisches Morgenblatt von Österlein-Frankl. Jahrgang 1840, 43, 44. — L. A. Frankls Sonntagsblatt 1842—1847. — Grenzboten, herausgegeben von Kuranda 1842—1847. — Ost und West, herausgegeben von R. Glaser (Prag) 1837—1848. — Wiener Zeitschrift, herausgegeben von F. Witthauer 1840—1844. — Der Novellist, herausgegeben von Umlaufft (Prag) 1838. — Libussa, Almanach von P. A. Klar (Prag) 1842—1848. — Die Almanache „Orpheus" (Wien) und „Iris" (Pest). Österreichischer Kalender, herausgegeben von Stubenrauch 1845. — Album zum Besten der durch die Überschwemmungen in Böhmen Verunglückten 1845. — Allgemeine Wiener Musikzeitung, herausgegeben von A. Schmidt 1841 ff.

II. Jos. Rank, Erinnerungen. — Alfr. Meissner, Geschichte meines Lebens. — Hieronymus Lorm (Landesmann), Wiens poetische Schwingen und Federn.

An biographischen Werken über Hartmann existieren bisher nur einige mehr oder weniger unvollkommene Versuche. Als ältester wäre hier, neben der kurzen, auf den Dichter selbst zurückgehenden Notiz in den „biographischen Umrissen der Mitglieder der deutschen Nationalversammlung" des Verlegers Schmerber, Frankfurt 1848, die in der Sammlung „Moderne Klassiker" bereits 1854 erschienene „Biographie" W. Neumanns zu erwähnen; ziemlich lückenhaft, doch mit interessanten Einzelheiten. Ferner der ausführliche Artikel in Wurzbachs Lexikon; sowie ein Aufsatz aus dem Jahrgang 1859 der Gartenlaube. Aus der großen Zahl der im Sommer 1872 nach Hartmanns Tode erschienenen Nekrologe hebe ich nur hervor die seiner Freunde Kolisch, Kompert, Landesmann und den Dithyrambus Kürnbergers in Wiener Tagesblättern; die Nänie Hillers, der

auch den enthusiastischen Artikel in der allgemeinen deutschen Biographie geliefert, in der Kölnischen Zeitung; endlich die prächtige Arbeit Kinkels in der Augsburger Allgemeinen. Später erschien nur noch — neben den zu seinem zehnten Todestage geschriebenen, interessante Briefzitate bringenden Feuilleton Komperts — die umfangreichste Studie des Franzosen Marchand in den „Poètes lyriques de l'Autriche", die Arbeit eines Ästheten, nicht eines Historikers. Sonst sei hier nur noch auf Brandes' Junges Deutschland verwiesen. Der Vollständigkeit halber sei auch noch das vom Verfasser selber als „lose Skizzen" bezeichnete, liebenswürdige Schriftchen R. v. Muths „Die deutsche Litteratur in Österreich" erwähnt. Zum größten Teile aber beruht meine Arbeit auf ungedrucktem Materiale, von dem ich das meiste den Hinterbliebenen Hartmanns selbst verdanke. Sonst hatte besonders noch der seither verstorbene Herr Rittmeister von Bayer, Bregenz, die Güte, mich durch Überlassung von Briefen Hartmanns und seines Jugendfreundes Meißner zu unterstützen. So habe ich die Korrespondenz zwischen Meißner und Hartmann ziemlich vollständig einsehen können; auch eine große Reihe von Briefen Landesmann—Lorms, Betty Paolis u. a. stand zu meiner Verfügung. Diese Briefe enthalten so manches psychologisch, wie litterar- und zeitgeschichtlich interessante Detail, was mich bedauern läßt, daß hier, der Natur der Sache entsprechend, von einer noch eingehenderen Benützung abgesehen werden mußte. Indessen hoffe ich, das hier Versäumte bei anderer Gelegenheit nachholen zu können. Für einzelne Auskünfte über das in diesen ersten drei Kapiteln Niedergelegte bin ich verpflichtet den Herren Prof. J. Bayer, Wien, Dr. G. Karpeles, Berlin, sowie den verstorbenen Ludwig Bamberger und Heinr. Landesmann—Lorm. Durch bibliothekarische Auskünfte haben mir meine Arbeit erleichtert die Herren Dr. Englmann von der Wiener Magistratsbibliothek, sowie Prof. Hansen und Direktor Kaysser von dem Kölnischen Archiv und der Kölnischen städtischen Bibliothek. Doch fand ich auch auf der Hof- und der Universitätsbibliothek in Wien, sowie der königlichen Bibliothek in Stuttgart, der Münchener königlichen Staatsbibliothek, endlich auf der Frankfurter Stadtbibliothek bereitwilliges Entgegenkommen. Ich benütze die Gelegenheit, ihnen allen auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen. Besonders aber sei Herrn Prof. Dr. O. F. Walzel, meinem hochverehrten Lehrer, aufrichtiger und herzlicher Dank dargebracht.

I.

Abstammung, Kindheit, Erste Eindrücke.

Der ich hier lieg, umhüllt vom Leichentuche,
Ich hülle mich in das Bewußtsein wärmer,
Daß ich ans Ziel kam, wohl an Täuschung ärmer,
Doch ungedrückt von eines Edlen Fluche.

Was ich getan, im Leben und im Buche,
Ich tat es nie als lobbedürft'ger Lärmer,
Und hieß ich auch in dem und jenem Schwärmer,
Doch war ich nie mit mir im Widerspruche.

Was ich gewollt, das wollt ich ohne Lüge,
Ich hab nach Ruhm gestrebt und zu dem Ziele
Lenkt ich die Schritte ohne Winkelzüge.

Ich habe Lieb' empfangen und gegeben,
Ich sang daheim und sang noch im Exile —
Und so verklingt, ein Lied, mein ganzes Leben.

Der sich in jungen Jahren hochgemuten Sinnes diese Grabschrift setzte, war einer der angesehensten jüdischen Familien Böhmens entsprossen. Sie leitete ihren Stammbaum mit Stolz bis auf den Rabbi Löw zurück, diesen merkwürdigen Mann, der durch seine Kenntnisse der Kabbala, wie der Natur bei Zeitgenossen und Nachwelt zum Rufe eines wundertätigen Magus gelangte. Eine Reihe hervorragender Talmudisten und Schriftgelehrter zählte zu ihren Gliedern.*) In ihr war die Beschäftigung

*) Eine Familientradition, deren Hartmann noch in späteren Jahren oft scherzend Erwähnung tat, wollte allerdings den Stammbaum auf spanische Immigranten zurückleiten, welche im 17. Jahrhundert über Holland und Deutschland in großer Zahl bis nach Böhmen wanderten. David Kaufmann hat die Unhaltbarkeit dieser Legende dargetan. (Vgl. Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums, Jahrg. 37: Eine Ahnenprobe Moritz Hartmanns, sowie Revue des études juives, XX. 309 ff.)

mit der Feder gewissermaßen erblich und auch an dichterisch veranlagten Köpfen fehlte es nicht. Der bis 1842 in Jungbunzlau, wo er als mehr als achtzigjähriger Greis starb, waltende Rabbiner Spitz entstammte einer Zeit, die jedes nichttheologische Treiben als profan und zwecklos verurteilte, weil es den höchsten Zielen nicht diene, und doch war er den Ideen der Toleranz zugänglich. Ein einfacher Geist, dem Zelotismus fremd war, bewegen sich auch seine Gedanken, die er in odenartigen Ergüssen niederlegte, in einfachen Formen. Die Bescheidenheit, in der sein ganzes Leben verfloß, war die Ursache, daß er nie auch nur den leisesten Versuch machte, seine von wahrhaft frommer Gesinnung getragenen Poesien zu veröffentlichen. Fast durch einen Zufall nur ist uns ein Blatt von seiner Hand erhalten, das letzte Gedicht, das er, ein müder Greis, wenige Tage vor seinem Ende, auf dem Sterbelager geschrieben, eine „Aufmunterung zur Freude"! „Ein Trauriger", meint der Sterbende da, „sei eine Lästerung Gottes und der Schöpfung", ein sinniger Gedanke, der mit Schwung und Wärme durchgeführt wird, und in die rührenden Schlußverse ausströmt: „Ob jung, ob alt du bist, das Grab steht offen; doch unter den Dornen, die am Rande wuchern, suche noch die Blumen." Diese sonnige Heiterkeit, die sein ganzes Leben durchleuchtet und in der er es beschloß, kann nur das Resultat wahrhaft harmonischer Lebensweisheit sein. Sie ging auf den Enkel über, der oft am Knie des Greises lehnend seinen Worten gelauscht: Es ist Moritz Hartmann, eine der bedeutendsten Dichtererscheinungen, die die vereinte Einwirkung von Romantik und dem Jungen Deutschland in Deutschösterreich hervorgebracht hat.

Am 15. Oktober 1821*) in Duschnik, einem Dörfchen an der Litawka unweit von Přibram, der kaiserlichen Silberberg-

*) Das Datum 1821 ist festzuhalten. Die Unsicherheit und Schwierigkeit der Bestimmung war groß, denn die Familientradition weist auf den 15. Oktober 1822, den Geburtstag Meissners, ein auffälliges Zusammentreffen, das sonst nirgends Erwähnung findet. Alle Originaldokumente sind durch Brand zugrunde gegangen, während einige aus den Vierzigerjahren herrührende Pässe das Datum 1820 aufweisen. Diese sollen auf mündlichen Angaben Hartmanns beruhen, der bei Antritt seiner Hofmeisterstellungen nicht gar so jung erscheinen mochte und sich gern etwas älter machte. Eine noch lebende Schwester meinte sich sogar des gleichen Datums für 1823 entsinnen zu können. Dem gegenüber bringen alle gedruckten Notizen, die ja teilweise auf den Dichter selbst zurückgehen, 1821, eine Angabe, die durch eine briefliche Äußerung Hartmanns selbst bestätigt wird.

stadt, ward er geboren: eine ärmliche Gegend, die dem regen Gemüte des Knaben nur wenig poetischen Reizes bot. „An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unscheinbar und nur mit Mühe durchs Gestein sickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Wälder und Wiesen verheert, liegt das zerrissene, arme Dorf Duschnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Turmuhr, und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, teilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einige rotangestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte" — so schildert er, in der wehmütigen Erinnerung langjährigen Exiles, die Stätte seiner Kindheit. Die Familie gehörte zu den besser situierten des Dörfchens, und in einem der „wohlhabenden Häuser mit den rotangestrichenen Fensterläden" stand auch seine Wiege. Es herrschte in Duschnik ein regsamerer Geist, als er gemeiniglich in böhmischen Bauerndörfern zu finden ist: der Einfluß der nahen Bergstädte machte sich geltend, neben der Handarbeit strebte mancher Weiterblickende schon nach industrieller Betätigung. Zu diesen gehörte auch Vater Hartmann, der, eine betriebsame Natur, ein anschlägiger, praktischer Kopf, früh schon ländlich' Gewerb und Bürgergewerb paart. Aus kleinsten Verhältnissen ringt er sich empor, und bald schon vermag er einen jener Eisenhämmer sein zu nennen, deren dröhnendes Klopfen in die Jugendträume seines Sohnes hereintönt. Seine Unternehmungen waren vom Glück begünstigt und nährten den Mann und seine vielköpfige Familie reichlich. Seine Frau, die Tochter des Jungbunzlauer Rabbiners, hatte ihm sieben Töchter und zwei Söhne geboren, deren jüngerer Moritz war. Die Sorge für so zahlreiche Nachkommenschaft machte den Mann härter und berechnender, als er von Natur eigentlich war. Denn so fest sein Sinn auf den zunächstliegenden Erwerb gerichtet war, so beweglich und empfänglich war andererseits sein Geist.

So hatte Moritz schon im Hause genug Spielkameradschaft, die sich in Feld und Flur, der Domäne der Dorfjugend, noch um manchen Flachskopf vermehrte. Denn man hielt gute Nachbarschaft, tollte gemeinsam in Wald und Wiese herum,

stattete sich auch wohl gegenseitig Besuche ab im Haus und im Garten, der sich mit Obstbäumen und Rasenplatz dahinter dehnte. Manche idyllische Kinderfreundschaft entstand und von einer hat uns der Dichter, mit gerührten Augen zurückblickend, ein zartes Bildchen bewahrt, unter das man wohl den Spruch von dem Häkchen, das sich schon bei Zeiten krümmt, füglich setzen könnte:

Nanny, liebliches Kind, du glückliche kindische Liebe.
Kaum acht Jahr! Wie fest und feurig hab' ich geliebt sie.
Sie kaum sieben und ach! Wie treu sie mich wieder geliebt hat!
Und sie war noch so klein und doch so neckisch und schlank schon
Und die Ursach' auch zu Eifersucht, Hader und Zank oft.
Einst — es war, ich denk' es wie heut, ein lenziger Sonntag,
War sie geladen zum Spiel von Nachbarskindern, wo ich doch
Nimmer erscheinen gekonnt, da ich am selbigen Morgen
Einem der Jungen die Faust um Nanny's willen ins Aug' schlug;
Denn er machte sich stets gar sehr zu schaffen um Nanny.
Sollt' ich allein sie lassen dahin? — Unmöglich! Wie sehr auch
Sie darauf sich gefreut. Ich lockte mit listigen Reden
Sie auf unseren Hof in die Scheune und schlug dann das Tor zu,
Drehte den Schlüssel im Schloß und steckt' ihn ein und behende
Lief ich fort in den Wald, um nicht mich erweichen zu lassen
Vom Geschrei, vom Weinen, das bald sich hinter mir anhub.
Aber es liefen herbei die dummen erwachsenen Menschen,
Die, bei Gott! kein Recht und nimmer Verständnis besitzen,
Sich in die Kinderwelt und ihre Verwicklung zu mischen.
Schreiend liefen sie hin und und her und suchten den Schlüssel,
Fragten und fluchten und wußten nicht was und erbrachen die Scheune.
Wo sie tränenbenetzt das Mädchen fanden und staunten.
„Nun so komm doch heraus!" Sie aber schüttelte weinend
Ihr blondlockiges Haupt und schluchzte und sagte: „Ich darf nicht
Und ich geh' nicht hinaus, bis er es wieder erlaubt hat."
„Warum hast du geschrien, du Trine und Alles erschreckt so?'
„Das geht Niemand an. Ich weinte, weil er mich einsperrt.
Nicht, damit ihr kommt und aufmacht, wenn er's erlaubt nicht . . ."

Nur selten unterbrach ein Ereignis, das die Geschehnisse der großen Welt zurückspiegelte, die dörfliche Einsamkeit. Geschah dies aber einmal, so war das Anlaß wochenlanger Erregung bei Groß und Klein. Eindrücke, die dem empfänglichen Geiste des Knaben sich tief eingruben und noch dem Erwach-

senen zu rätseln gaben. „Wer kann mir sagen, wem der goldbeschlagene Wagen gehörte, der einst durch unser weltvergessenes Dorf, von fünf kleinen, rabenschwarzen Pferden gezogen, wie ein flüchtiges Märchen vorüberbrauste? Ein eisgrauer Mann, mit langen Locken, in weißem Mantel, mit goldenem Gürtel saß darin, bewaffnete Männer und eine reitende Frau umgaben ihn: Gold und edle Steine waren über sie ausgegossen. In fünf Minuten waren Alle, als ob sie der Boden verschlungen hätte, in der Schlucht vor dem Dorfe verschwunden und die Bauern sagten: „Es war der Berggeist des nahen Bergwerks." Und solcher Szenen der Märchenromantik gab es noch manche, die der Knabe in die späteren Jahre mit fort nahm, da er poetische Eindrücke nicht nur aufnehmen, sondern auch gestalten lernen sollte, und als deren poetischen Niederschlag man treffliche Skizzen, wie: „Ein toller Dichter", den 1846 die „Grenzboten" brachten, „Eine Entführung in Böhmen" und andere ansehen mag.

Rasch kam auch die Zeit, die mit dem ersten Unterricht etwas Ernst in die ländliche Jugendidylle brachte. Mit sieben Jahren schon ward er in Gesellschaft des älteren Bruders in die Normalschule des nahen Kreisstädtchens Brzeznitz geschickt, doch schon nach einem Jahre wurde dieser Modus aufgegeben und der Unterricht, wie damals fast allgemein üblich, zu Hause erteilt. Der Hauslehrer, ein „ziemlich gebildeter, herzensguter, aber in seinen humanistischen Bestrebungen oft komischer und bizarrer Mann", verstand es trotz diesen für einen Pädagogen nicht sehr empfehlenswerten Eigenschaften seinen Zöglingen das Nötige beizubringen. Eine Prüfung, die der Knabe im Sommer 1832 in der Hauptschule zu Neukollin, wo eine Tante von ihm hauste, ablegte, erwies seine Fertigkeit in den Elementargegenständen und zeigte, daß er fürs Gymnasium reif sei. Dies bringt einen bedeutenden Wechsel in sein junges Leben, zum erstenmale muß er Elternhaus und Familie für längere Zeit verlassen. Der Vater geleitet ihn nach Prag, wo er in die unterste Klasse des Gymnasiums der Altstadt aufgenommen wird. Trotz vorzüglicher Zeugnisse muß er schon nach Ablauf eines Jahres die Schule verlassen.

Das Jahr verstrich ohne ihm besondere Anregungen zuzuführen: ein längerer Aufenthalt in der Stadt mit ihren besseren Schulen wäre sicher nicht ohne tiefgehenden Einfluß geblieben. So war der bedeutendste Eindruck, der ihn in die Ferne geleitete, der Anblick der gefallenen Majestät Karls X., der damals den Hradschin bewohnte und oft in seiner vierspännigen düsteren Karosse, von der Menge, in der auch ein kleiner dunkel-

anziger Knabe ihm nachstarrte, begaffi, die Straßen der Stadt durchfuhr.

Nun bezog er 1833 im Herbst das gymnasium regium Neoboleslaviense, oder, den ach, so bescheidenen Verhältnissen der Zeit entsprechend, etwas weniger hochtrabend ausgedrückt, die Lateinschule der Fratres Piaristen zu Jungbunzlau. Man kann nicht sagen, daß die hochwürdigen Herren ihre Zöglinge mit geistiger Kost gerade überfütterten. Noch bis in seine spätesten Jahre gedenkt er mit Erbitterung der tätigen Untätigkeit, in der er und seine Kameraden, besser gesagt Leidensgefährten, dort gehalten wurden, in einem Lebensalter, das die Keime zu allem Guten in dem jugendlichen Geiste entwickeln sollte.

„Wie wurden wir im Vormärz um unsere Jugend betrogen! Sechs Jahre saßen wir auf den Bänken des Gymnasiums, um nichts zu tun, als die schönste, fruchtbarste Zeit des Lebens zu verlieren, als um die Jahre vorübergehen zu lassen, welche in anderen Ländern die Säemonate des Lebens sind, und brach liegen zu bleiben. Sechs Jahre lernten wir wörtlich lateinische Regeln auswendig, ohne je einen ordentlichen lateinischen Autor lesen zu dürfen: vier Jahre lernten wir Griechisch, um am Ende nicht zwei Verse Homers übersetzen zu können, und noch lernten wir Lateinisch und Griechisch besser als unsere Muttersprache. Und erst die Geschichte, die Lehrerin des Lebens! . . . In unserer Schulgeographie existierte das Königreich Griechenland noch lange nicht, nachdem Österreich es anerkannt hatte. Wir sollten es nicht erfahren, daß man sich selbst gegen einen türkischen Herren auflehnen könne. Ebensowenig existierte für uns das Königreich Belgien, als es schon längst blühte. . . . Für sämtliche Fächer, Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Geographie, Geschichte hatten wir einen einzigen Lehrer und dieser war meist ein Bauernsohn, der in einem Seminar erzogen worden und Lehrer wurde, nur weil er einem Lehrerorden, zum Beispiel dem der Piaristen, beitrat. Wußte der gute Mann etwas Latein, so hatte er keinen Begriff von Geschichte oder Mathematik, und umgekehrt. Wie oft kam es vor, daß ein mittelmäßiger Schüler mehr wußte als der Lehrer, und daß diesem Unglücklichen vor Verlegenheit und Unwissenheit der Angstschweiß auf die Stirne trat. Es war ein Jammer!“ . . .

Hatten unter diesen Idealzuständen alle in gleicher Weise ohne Ausnahme zu leiden, wenn sie es auch nicht alle so lebhaft und schmerzlich empfanden, so war in anderer Beziehung der arme Hartmann mit seinem Freunde und Leidensgefährten

Kompert, der die gleiche Schulbank drückte, besonders übel daran. Er stand ein Jahr lang „unter der Zucht eines Exjesuiten, der Präfekt war und wie eine Verknöcherung des alten Systems aussah. Die Aufhebung seines Ordens mag er bedauert haben, aber das schlechtere Schulsystem des Kaisers Franz ließ er sich gern gefallen. Zu seinem Privatvergnügungen gehörte es, von Zeit zu Zeit die jüdischen Gymnasiasten zu verhöhnen und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. „Die Juden sollen schachern und nicht lateinisch lernen", pflegte er zu sagen, und wenn einer ein schlechtes Pensum machte, behauptete er, dieses Volk könne nichts als schachern. Von Auszeichnungen, sogenannten Prämien, waren die Juden an diesem wie an den meisten Gymnasien ausgeschlossen, selbst wenn sie die besten Schüler waren" — eine Methode, die ein Lehrer ihnen gegenüber offen zugab, der zu den beiden so Zurückgesetzten oftmals sagte: „Wenn ihr keine Juden wäret, so wäret ihr hier die Ersten." . . .

Bis zum Herbst 1838 blieb Hartmann an dieser Musteranstalt, eine Zeit, deren Tristheit und Sterilität ihm der Aufenthalt im Hause seines Großvaters, des Jungbunzlauer Rabbiners, leichter tragen half, eines Mannes, der fromm, ohne am Dogma zu kleben, selbst Poet von abgeklärter Welt- und Menschenkenntnis, auf die geistige Entwicklung des Enkels den größten Einfluß übte. Auf manche Gestalt seiner besten Novellen hat er in pietätvollem Gedenken Charakterzüge des alten Mannes übertragen. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Erzählungen des Alten, dessen Erinnerungen noch in die damals, in der Zeit des despotischen Druckes der dreißiger Jahre, als goldenes Zeitalter erscheinende Regierung der Aufklärung, der Geistesfreiheit, des immer noch vom Volke angebeteten Kaisers Joseph, reichten, den Jungen zu eigenem Denken über die Zustände seiner Umgebung und des Landes anregten. Begann sich doch sein Blick schon früh zu weiten, über den engen Kreis der Familie hinauszuschreiten. Ein nächtlicher Einbruchsdiebstahl, der seinen Vater eines beträchtlichen Teiles seines Vermögens beraubte, mit all' seinen unbequemen, ja beklemmenden Folgen für die, die den Schaden hatten, — die Täter entschlüpften, und dem Auge der heiligen Hermandad gelang es nicht, ihre Spur zu entdecken, die hatte ja höhere Aufgaben zu erfüllen! — mit all seinen gerichtlichen Verhören, Hausdurchsuchungen und anderen Vexationen lehrte ihn ein offenes Auge haben für die Schwächen des Rechtsstaates, in dem er geboren war. Und früh schon sollte ihn auch die Politik, die Gegenwart, die Geschichte wird, in ihre Arme

ziehen, um ihn Zeit seines Lebens nicht wieder loszulassen. Die Revolution von 1830, die Frankreich und Belgien befreite, hatte eine zitternde Erregung über halb Europa ausgebreitet, die selbst unter der starren Decke des offiziellen Österreich gloste. Die Polen machten, durch diese geglückten Aufstände ermuntert und angereizt, den verzweifelten Versuch das russische Joch abzuschütteln und die alte Freiheit des Reiches wieder aufzurichten. Gerade von denen, auf deren Unterstützung sie am meisten gerechnet hatten und rechnen durften, im Stiche gelassen, unterlagen sie nach tapferem Widerstande dem mächtigen Gegner. Im November 1831 war alles zu Ende. Schaarenweis strömten die Insurgenten über die Grenze, überall Schutz, Rat und tatkräftige Hilfe findend. War doch, wie früher für Griechenland und die Bestrebungen der „Hellenen", so diesmal die Begeisterung für die polnische Sache nicht gering gewesen, wenn sie auch über eine weit verbreitete Sympathie nicht hinauskam, die allerdings nur den Geschlagenen, Versprengten zu Gute kommen konnte, welche man aufnahm und nach kurzer Rast weiterbeförderte. Auch der Knabe Moritz nahm eifrig Anteil an diesen Bewegungen und Erregungen, die Erzählungen des Vaters von den unglücklichen Polen, die Szenen, die er mit eigenen Augen sah, erpreßten ihm Tränen, raubten ihm gar oft den kindlichen Schlaf. „Ich war ein Kind, als Polen fiel", sang er später.

Während seines Aufenthaltes an der Piaristenschule zeigten sich auch die ersten Spuren poetischer Begabung: er war fünfzehn Jahre alt, als er seine Mutter mit einem versifizierten Glückwunsche erfreute. Doch schwebten ihm auch schon größere Pläne vor, ein ganzes Heldengedicht mit allem Rüstzeug der epischen Waffenkammer, eine Johanna d'Arc — in lateinischen Hexametern! Wie er denn damals ziemlich flüssige lateinische Verse schrieb, zum Entzücken seiner Lehrer, der frommen Patres, die sich von dem Talent ihres Zöglings große Dinge versprochen haben mögen. Glücklicher Weise hat er diese etwas sonderbare Neigung, an der sich immerhin sein Formgefühl gefestigt haben mag, nicht lange kultiviert. Auch ist uns von dieser ganzen Gymnasiastenpoesie nicht ein Sterbenswörtchen erhalten. Indessen, ein Anfang war nun einmal gemacht, und da er seine Kraft erprobt, kam es nur auf die Gelegenheit an und war es nur eine Frage der Zeit, sie zu stärken.

Die „Lust zu fabulieren" scheint in der Familie Hartmann's erblich gewesen zu sein. Schon vom Vater wird berichtet, daß er mit den Geschichten, die seinem beredten Munde entströmten,

all die großen und kleinen Sorgen bei Klein und Groß siegreich in die Flucht schlug. Seine größte Freude in den Freistunden der Feierabende bestand im Geschichtenerzählen, und hierin soll er's geradezu zur Meisterschaft gebracht haben. Moritz erinnerte sich dieser Stunden später mit Vergnügen. Besonders eine Szene war ihm tief ins Gedächtnis gegraben. Die kleine Litawka war wieder einmal aus ihrem schmalen Bette ausgetreten, und drohte die Häuser des Dörfchens zu überschwemmen und fortzureißen. Die Aufregung war groß und wuchs mit jeder Minute, während man bang das Steigen des Wassers beobachtete. Besonders die Kinder konnten natürlich keine Ruhe halten, ihre Neugier und Angst war erwacht, an Schlaf — es war Nacht — nicht zu denken. Da griff der Vater zu dem bewährten Hausmittel, dem Geschichtenerzählen, und während Alles ihm bis zum Morgen gespannt lauschte, war die Gefahr auch glücklich beseitigt. Auch auf den Sohn ist dies Improvisatortalent übergegangen, und seine gesprochenen Erzählungen sollen nicht die schlechtesten gewesen sein, die er produziert. Wie dem auch sei, jedenfalls betätigt er sich auf dem Gebiet der Novelle ernstlich erst ziemlich spät, als sein Ruf als Lyriker schon auf festen Füßen stand. Doch mögen ihn die väterlichen Histörchen zuerst einem Stoffgebiet zugeführt haben, das zu dem klösterlichen Milieu, in dem er bisher dachte und dichtete, in einem diametralen Gegensatze stand. Und auch von anderer Seite geschah dies in kaum weniger wirksamer Weise. Nach dem schon erwähnten Einbruch, der natürlich das ganze Nest in lodernde Aufregung versetzt hatte, hatte sich Vater Hartmann genötigt gesehen, zur „mehreren Sicherheit" eine Art Nachtwächter ins Haus zu nehmen. Was begreiflicher, als daß sich der Knabe in kürzester Frist mit dem neuen Hausgenossen gehörig anfreundete? War das doch auch ein gar wunderlicher Mann: ein alter Knappe, der gar manche Einfahrt getan, wußte er viele schauerliche Geschichten von Verschüttungen, hereinbrechenden Wassern, bösen Wettern, großen Schätzen (die natürlich stets andere fanden) zu erzählen, und den „Geist, den Bergesalten" wollte er womöglich mit eigenen Augen gesehen haben. Die böhmischen Sagen aber und die alten Chroniken kannte er wie kaum ein Zweiter im Dorfe, und ließ sich von dem hörbegierigen Knaben nicht lange bitten, seine Weisheit dem lauschenden kleinen Publikum zum Besten zu geben. So lernte er den wahren Schatz kennen, den die Überlieferung vieler Generationen in seinem Heimatlande aufgespeichert. Bald kam

die Zeit, da er, der jetzt daran nur seine kindische Erlustigung fand, ihn seinem inneren Wert nach begreifen und diese Kenntnis nutzen sollte. Er hatte damit seine eigentliche Basis gefunden, das Erdreich, aus dem er stets seine höchste künstlerische Kraft empfing.

II.

Auf der Prager Universität.

So hatte denn der Piaristenschüler die geistige Fastenzeit zu Jungbunzlau glücklich überstanden. Er hatte die vier „grammatischen", die eine „humanistische" Klasse mit Auszeichnung absolviert und war nun, am 7. August 1837, „ad studia alibi continuanda" entlassen worden. Die Schule hatte er damit hinter sich und die Frage der Berufswahl trat zum erstenmale an ihn heran. Der Vater hätte ihn gern zu sich in sein Geschäft genommen, dem er eine größere Ausdehnung zu geben strebte. Und dazu hätte er den anschlägigen, offenen Kopf und die anstellige Geschicklichkeit seines jüngeren Sohnes gar gut brauchen können, denn Karl, der ältere, war kein großes Kirchenlicht, seine praktische Verwendbarkeit zu des Alten Ungeduld nicht eben weit her. Die Mutter indessen, die ihres Lieblings Neigungen und Fähigkeiten besser zu beurteilen und höher zu werten wußte, steckte sich mit ihm zusammen, und ihre kleine Fronde führte bald zum erwünschten Ziel: der Vater gab nach.

Es ward beschlossen, daß Moritz, nach Absolvierung der beiden philosophischen Jahrgänge, sich dem Studium der Medizin widmen sollte. Der Januar 1838 findet ihn in Prag, die in altertümlichem Latein ausgestellte Immatrikulations-Urkunde, die ihm Rechte und Pflichten des akademischen Bürgers verleiht, weist das Datum des fünfzehnten. Indessen scheint er gleichzeitig auch noch einen Gymnasialkursus durchgemacht zu haben: die Zeugnisse für die zweite humanistische Klasse, die eigentlich — denn das damalige Gymnasium hatte sechs Klassen — erst den Universitätsbesuch ermöglichen, tragen die Unterschriften des Prager Neustädtischen Gymnasiums und das Datum Oktober 1838. Auch sind alle späteren Zeugnisse mit dieser Hypothese leicht in Einklang zu bringen. Dieses Jahr findet sich in seine Studien

nicht eingerechnet, er scheint trotz des prunkenden Matrikelscheines die Gelehrsamkeit träufelnden auditoria der altehrwürdigen alma mater nicht betreten zu haben. Was den Grund dieser Ortsveränderung bildete, der ihn seine Studien in Jungbunzlau unter der väterlichen Obhut der Piaristen und der großväterlichen des alten Spitz so brüsk abbrechen ließ, das festzustellen, dürfte heute kaum mehr möglich sein, ist auch schwerlich von Bedeutung. Gewiß ist, daß Reise nach und Aufenthalt in Prag sehr gegen den Willen seiner Eltern erfolgte, zu denen er hierbei zum erstenmale in einen ernsten Gegensatz geriet. Vielleicht genügt die Annahme, daß sein beständig wachsender Wissensdurst, der unter geistlicher Anleitung ja so wenig Befriedigung fand, ihn hinter Klostermauern nicht mehr duldete. Er täuschte sich allerdings gröblich, wenn er erwartete, die Prager Universität werde ihm mehr Bildungselemente zuführen. Doch die größere Bewegungsfreiheit, die vermehrte geistige Anregung der Landeshauptstadt trug zur Erfüllung seines Sehnens bei.

Die Stadt war ihm keineswegs mehr unbekannt. Hatte er doch schon das erste Jahr seiner Gymnasialstudien hier zugebracht: ein Kind war er von ihr weggezogen in das großväterliche Haus, dem über seine Jahre Gereiften bot sich ein verändertes Bild, er sah es mit anderen Augen, als da er hinausgegangen. Er suchte hinter den dunklen Gassen — in wie vielen Gedichten hat er nicht das „schwarze" Prag besungen — hinter den prächtigen Palästen mit der herrlichen Königsburg, dem Hradschin, diesem Zeugen einer glanzvollen Vergangenheit, an der Spitze, dem breiten Moldaustrom und all der wogenden Gegenwart ein zweites Leben, das in seinem Geist webte. Sein Blick hatte sich für die Spuren der Geschichte geschärft und alles gewann nun für ihn doppelte Bedeutung. Die Vergangenheit sah er in goldener Verklärung, wie schien ihm die Gegenwart gegen sie so klein, verblaßt und erbärmlich. Wenn er so in dem „steinernen alten Geschichtsbuche Prag" herumspürte, welche Bilder drängten sich seinem trunkenen Blick zur Gestaltung auf? Wandelte er nicht hier auf dem Boden, der den Anfang jener großartigen Erhebung gegen despotischen Zwang gesehen? Winkte nicht dort der Turm, von dem aus Rudolf dem Nachthimmel seine dunklen Geheimnisse abzulesen sich gemüht? Besonders seine rätselhafte Erscheinung mußte ihm anziehend sein. Und vielleicht ist es nur ein Zufall, daß sich hier sein Weg nicht mit dem jenes Größeren kreuzte, dessen Auge die Tiefen der Seele des

unglücklichen Habsburgers durchdrang. Es wollte sich ihm das Bild nicht gestalten, das ihm „im Kopfe herumspukt".

Und nun fand er auch Genossen seiner Träume, seiner Kämpfe. Der eine humanistische Jahrgang lag bald hinter ihm, von gymnasialen Leiden fühlte er sich frei. Jetzt wollte er die neugewonnene Freiheit, doppelt süß, gründlich auskosten. Dieses Gefühl trieb ihn hinaus, nicht in der Enge des väterlichen Hauses seine Ferien zu verbringen. Weite Strecken Norddeutschlands durchwanderte er, zu Fuß von Ort zu Ort ziehend, fröhlich und mit aller Abenteuerlust des Siebzehnjährigen. Der Rückweg führte ihn nach Leipzig, wo er gar zu gern geblieben wäre, die Universität zu besuchen; doch hatte er keinen Aufenthaltspaß und mußte widerwillig seine Rückreise fortsetzen. So traf er zu Semesterbeginn wieder in Prag ein, reich an Erfahrungen und Erinnerungen. Und nun konnte das Studieren beginnen. Freilich, von einem fröhlichen Burschenleben war nicht die Rede. Dazu war innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wie außerhalb alles viel zu sehr reglementiert. Vor einem frisch-freien Studentenlied hatte man Angst: es hätte ja den Staub aus den wohlweisen Staatsperrücken herausjagen können. So war das Singen von Burschenliedern verboten: war das Tragen von Band und Mütze verboten: waren Aufzüge und Kommerse, Kneipen und Schoppen verboten: kurz es war alles verboten, was nicht direkt erlaubt war und das war wenig. Jedes Zusammentreten zu Verbindungen, Vereinen oder gar den doppelt und dreifach verpönten Burschenschaften war natürlich strengstens untersagt. Wer diese Gesetze, deren Befolgung mit allen Mitteln überwacht wurde, im geringsten zu verletzen wagte, dem drohte schwere Strafe. Hiedurch war natürlich alle Poesie ungebundener Burschenherrlichkeit von vornherein vernichtet. Man suchte das Studentenleben ganz auf die Universität zu beschränken: es sollte sich in der Hauptsache im Hörsaal abspielen, dessen pünktlicher Besuch zur ersten Pflicht gemacht war. Ein häufiger Namenaufruf erleichterte dem Dozenten die Kontrolle, und dem ging es übel bei den Prüfungen, dem öfteres Fehlen durch diese Methode nachgewiesen war, wenn er nämlich überhaupt zugelassen und nicht einfach, kurzer Hand abgewiesen, zur Wiederholung des Kursus gezwungen wurde. Bevor man zu den eigentlichen Fachstudien zugelassen wurde, hatte man noch die beiden sogenannten philosophischen Jahrgänge zu absolvieren, die, den heutigen obersten Gymnasialklassen etwa entsprechend, mit einem etwas weiteren und doch, wie beschränkten Gesichtskreis Philosophie und Ästhetik, Mathe-

matik und Philologie, Religion und Physik und leider, auch österreichische Staatengeschichte in sich zusammenfaßten. Und wie wurde dies alles vorgetragen! Staatlich zensurierte und beglaubigte Lehrbücher, die Professoren auf dem Katheder unter Aufsicht, damit sich ja keine staatsgefährliche Doktrin einschleichen könne, streng an ihre Kompendien gebunden. Und es kostete sie nur wenig Gewissensbisse, ihren Hörern diese regulierte Weisheit vorzusetzen. Dafür ward desto genauer darauf geachtet, daß ja kein Wörtchen der kostbaren Lehre verloren gehe und auch alles schwarz auf weiß nach Hause getragen werde.

So sah damals Lehr- und Lernfreiheit aus. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie dieses geistige Exerzierreglement, welches freilich das Verdienst hatte, dem Staate in seinem Sinne brauchbare Beamte zu liefern, die jedem Befehle gehorchten, ohne sich viel Skrupel zu machen, auf einen unabhängig nach Wahrheit und Erkenntnis strebenden Kopf wie Hartmann wirken, mit welchem Mißbehagen, Abscheu, ja später geradezu Ekel es ihn erfüllen mußte. So zog er sich mehr und mehr auf sich selbst zurück und lauschte den Stimmen, die gerade in dieser Zeit trostloser Öde in seinem Innern erwachten. Und jetzt fand er auch Freunde, Genossen in Gesinnung und Streben, die sich eng an ihn anschlossen. Der in Teplitz geborene Alfred Meissner, ihm gleich an Alter und Neigungen, ward ihm vor Allen vertraut, in friedlichem Wettstreit mit ihm und gegenseitiger Aneiferung bildete er sich zu dem aus, als der er nur wenige Jahre später fertig vor uns steht. Friedrich Hirschl, der Ungar, der sich später vollständig magyarisierte und den Namen Szarvady annahm, und die älteren Friedrich Bach, der schon Mediziner war, und Isidor Heller, beide schon als „Poeten" auch außerhalb ihrer vier Pfähle bekannt, gehören mit zu dem kleinen Kreise, der sich außerhalb des Clementinums, wo die vier- bis fünfhundert Studenten des „ersten philosophischen Jahrganges" zusammen die Bänke drückten, für die unbefriedigende Trockenheit von Lehrplan und Vortrag nach Kräften, und soweit es der schmale Geldbeutel erlaubte, zu entschädigen suchte. „Flotte Jungen, die etwas von den deutschen Studenten läuten hörten, sich wohl auch dann und wann an die alte verschollene Herrlichkeit der Prager Studentenschaft erinnerten, sich vom Staatsschulentum emanzipierten und auf eigene Faust ein flottes Studentenleben führten. Sie schwänzten von Zeit zu Zeit das Kollegium, zechten wacker, begnügten sich nicht mit der österreichischen Philosophie" . . . So hat uns Szarvady, der selber mittat und darum

am besten Bescheid wissen mußte, in flüchtigen Strichen ein Bild jener Tage festgehalten. Die durch ihre Schicksale merkwürdigste Erscheinung des Kreises war wohl Isidor Heller. Von seinem Vater zum Studium der Theologie bestimmt, geriet er bald mit diesen aufgezwungenen Pflichten in Konflikt: er verließ Universität und Land, wanderte durch Deutschland und Frankreich, um in Spanien in den Reihen der Christinos für eine liberale Verfassung zu kämpfen. Doch kam diese Absicht nicht zur Ausführung: von den Werbern als schwächlich zurückgewiesen, blieb er, dem Verschmachten nahe und sich nur durch Sprachunterricht und Schreiberdienste kümmerlich nährend, in einem kleinen französischen Städtchen hängen, bis ihn der Anblick deutscher Lettern aus den Banden eines Liebesverhältnisses, das er im fremden Lande angeknüpft, befreite. So rückte er eines Tages in Prag ein, wo er sich mit Müh und Not durchbrachte, immer in Schulden steckend und immer bereit, die Stadt zu verlassen, wenn die Gefahr ihren Höhepunkt erreichte.

Eine ganz andere Natur war Friedrich Bach, der „Sensitivus." Obwohl ein Mensch, der allem Überschwang und Enthusiasmus der Freunde skeptisch, ja ironisch gegenüberstand, von einer Schärfe in Urteil und Kritik, die selbst für seine besten Freunde oft etwas Verletzendes hatte, das er keineswegs zu mildern bestrebt war, war er doch eine feinorganisierte Natur von zarter Empfindsamkeit, eine Eigenschaft, die kundzugeben er ängstlich vermied, und die deshalb nur in seinen Dichtungen zu Tage tritt. Auf ihn passen die Worte, die Taine mit Bezug auf Wordsworth gebraucht, bis in jede Einzelheit, sie charakterisieren die Art seiner Dichtung aufs Glücklichste, jene sonderbare Mischung tiefsinniger Stimmungen und Betrachtungen: „Er erblickt Erhabenheit, Schönheit, Lehren in den kleinen Begebenheiten, aus denen das Gewebe unserer trivialsten Tage entsteht. Er braucht, um erregt zu werden, weder glänzende Schauspiele noch außerordentliche Handlungen. Der blendende Glanz der Leuchter, die theatralische Pracht würden ihn abstoßen; seine Augen sind zu zart, an milde und eintönige Farben gewöhnt. Er ist ein Dichter der Dämmerung."

Dies waren die Glieder des intimen Kreises, der sich in der kleinen, dunkeln, räucherigen Kneipe in der Zeltnergasse zusammenfand. „Der rote Turm, ein Kaffeehaus der Mäkler, Krämer und Kadetten, war zugleich der Zufluchtsort der Poesie, dahin sie sich vor der Journalistik und Prager Publizistik rettete." Da wurden die Neuerscheinungen des Tages besprochen, von

denen die für unsere Gesellschaft wichtigste die „Sensitiven" Bachs waren, die nach der Ansicht aller unbedingt eine Umwälzung auf dem deutschen Parnaß hervorrufen mußten und doch fast ohne Sang und Klang zum Orkus hinabstiegen. Da wurde politisiert und spintisiert, man war radikaler als radikal, zog für die rote Republik vom Leder und fegte Monarchien über den Haufen, daß es nur eine Art hatte. Hiervon hielt sich Bach abseits, der von Politik nichts wissen wollte und seinen Freunden dergleichen „Abschweifungen" sehr verübelte. Dann nannte er die Gefährten verächtlich, im Bewußtsein seiner paar höheren Jahre, „junge Leute", ein Vorwurf, gegen den Meißner und Hartmann, die jüngsten der Korona, aus Leibeskräften protestierten. Doch half ihnen das wenig. Sie steckten noch zu tief in der Romantik „mit ihrer ewigen Begeisterung, mit ihrer Lust nach Abenteuern, mit ihrer Sehnsucht nach frischerem, bewegterem Leben", als daß der doch schon etwas blasierte Bach nicht fortwährend Anlaß zu seinen Spötteleien gehabt hätte. So hörte das Plänkeln niemals auf. „Hartmann machte schon damals Pläne, wie er den Staub der Schule von den Füßen schütteln und als irrender Ritter die Lande durchziehen wollte. Meißner suchte seine Welt in alten sonderbaren Büchern und phantastischen Philosophen. Er besaß eine große von Altvordern ererbte Bibliothek, in der er wühlte und aus der er jede Woche irgend einen sonderbaren Heiligen à la Jakob Böhme ans Tageslicht förderte. Dann suchte er auch uns zu seinen neuentdeckten Systemen zu bekehren und dozierte beim roten Turm wie ein begeisterter Apostel." So waren die beiden Freunde noch stark von romantisch-mystischen Illusionen beherrscht und Bachs Ironie insofern nicht unberechtigt.

Meißner vertrat eigentlich am meisten das literarische Element im Kreise. Aus einer feingebildeten Familie stammend, die durch seinen Großvater August Gottlieb Meißner schon nicht unbedeutend in der deutschen Literatur vertreten war, hatte er eine vorzügliche Erziehung genossen. Seine Mutter war eine Schottin von Geburt, so war er in der englischen Literatur ebenso zu Hause, wie in der deutschen, und machte für Chatterton, Savage, Shelley, Eliot, Keats u. s. w. unter den Genossen eifrig Propaganda. Mit Marlowes Faust machte er sie bekannt, und überraschte sie an manchem Abend durch den Vortrag altenglischer und schottischer Balladen: denn Percy war damals seine Lieblingslektüre. So war sein Einfluß auf die Gedankenrichtung seines Freundes der größte, wenn auch Hartmanns Lebensauffassung eine andere war und er aus Büchern nichts

lernen mochte, sondern die eigene Erfahrung über alles Geschriebene und Gedruckte stellte. „Er war ewig von Abenteuern umgeben und führte ein stets bewegtes Leben, wie sehr es auch äußere Umstände und seine Hofmeisterei zu beschränken suchten. Man las damals Laubes junges Europa und nannte ihn nach einem der Helden Hippolyt. Man glaubte ihn damit zu ärgern, aber es war ihm vollkommen recht." Hippolyt ist der Hauptheld des ersten Teiles dieses groß angelegten Romanzyklus, der „Poeten". „Er stellt in seiner stattlichen Erscheinung den genußsüchtigen aristokratischen Lebemann, den Liebeshelden par excellence dar, welchem die Damenherzen unwiderstehlich zufliegen." (Mielke).

War es ihm bisher materiell nicht zum Besten gegangen, hatte er zufrieden sein müssen, wenn er sein knappes Auskommen fand, so trat, besonders gegen Ende seines ersten Prager Studienjahres eine bedeutende Verschlechterung seiner Verhältnisse ein. Der Vater hatte ihn schon vorher kärglich genug ausgestattet: und die Erzählung, daß er ihm mit jedem Gulden, den er ihm doch endlich zustecken mußte, die Ermahnung mit auf den Weg gab, ja ein frommer Jude zu bleiben, scheint mir sehr glaublich.

Wie war es aber in Wahrheit mit Hartmanns „Judentum" bestellt? Es ist nicht weiter verwunderlich, daß für einen so frühreifen Geist, wie Moritz, auch die Religion keine Schranke mehr bildete, vor der sein Grübeln halt gemacht hätte, daß er sich bald seine eigenen Gedanken über die ewigen Probleme machte, die sich ebensowenig in die dogmatischen Grenzen des Judentums wie irgend einer anderen Konfession zwingen ließen, sondern nach der einsamen Höhe strebten, auf der das befreite Individuum mit seiner Gottheit allein ist. Und so fand er sich in der Lage seines kindischen Helden Adam, des reinen Toren, dessen unschuldvollen Naturgottesdienst er, wohl in Erinnerung der eigenen inneren Kämpfe, schildert:

Als ich zum erstenmal in den Büchern las, daß die Wilden
Beten zu Sonn und Mond, zu Sternen und Bäumen und Blumen,
Wohl gefiel mir die Art, zu verehren die waltende Gottheit.
Denn es schienen mir Pflanzen und Stern ihr lieblichster Ausdruck
Und des belebenden Hauchs überzeugendste Offenbarung.
Also stahl ich als Kind oft hinaus in den brausenden Wald mich,
Wo einen mächtigen Baum ich verehrte mit gläubiger Andacht.

Vor ihm betete ich und brachte ihm mancherlei Opfer,
Meist eine köstliche Frucht, die ich von der Mutter bekommen.
Oftmals war es ein Stern, und manchmal war es der Quell auch.
Denn es wechselte oft die Gottheit meiner Verehrung,
Je nachdem ich in weiter Natur wo Schönes entdeckte,
Das mir groß und göttlich erschien. So trieb ich es lange.

Doch bald war auch diese Übergangszeit, in der er noch nach Klarheit des Erkennens rang, überwunden; und eines Tages, wohl nach einer solchen Waldandacht, schleudert er die Gebetriemen, die der fromme Jude beim Beten anlegt, von sich, seitwärts, ins Gebüsch: eine symbolische Handlung, mit der er die Fesseln des Glaubens abzustreifen wähnte. Er war damals dreizehn Jahre alt, und nur mit Mühe zu den in diesem Alter bei den Juden üblichen religiösen Zeremonien der Konfirmation zu bewegen gewesen. Was der alte Rabbiner zu dieser Emanzipation seines Enkels, der damals noch dazu in seinem Hause weilte, freisinnig wie er war, aber nicht freigeistig, sagte, wird uns allerdings nicht gemeldet.

Wie mußte ihn bei solcher Gesinnung jeder mit derartigen Zusprüchen gewürzte Bissen im Gaumen würgen! Später mögen dem Vater auch diese Groschen als eine Verschwendung vorgekommen sein, er hatte sein für die große Familie — hatte er ja sieben Töchter zu versorgen — nicht bedeutendes Vermögen in harter Arbeit erworben und liebte es, das Seinige beisammen zu halten. „Er scheint," schreibt Meißner, „dem Grundsatz gehuldigt zu haben, die Söhne müßten, wenn sie das siebzehnte oder achtzehnte Jahr erreicht, selbst sich durchzubringen lernen". Der geringe Notpfennig, den ihm die Mutter, eine vortreffliche Frau, die letzte Zuflucht aller Armen und Mühseligen des Ortes, von den kärglichen Ersparnissen ihres Wirtschaftsgeldes zukommen lassen konnte, reichte selbstverständlich zu seinem Unterhalt in der teuren großen Stadt nicht im Entferntesten aus. So hieß es denn die goldene Freiheit mit dem Joche des Broterwerbs vertauschen. Das nächstliegende Auskunftsmittel für arme Studenten war die Annahme des Postens eines Hofmeisters oder Erziehers in einer wohlhabenden Familie. Diesen Weg schlug auch Hartmann ein, und zu Anfang des Jahres 1839 finden wir ihn als wohlbestallten Hofmeister in der Familie des begüterten Kaufmannes Mauthner, eine Stellung, die er bis zum Ende seines Prager Aufenthalts mit Aufopferung und Pflicht-

freie ausfüllte. Er lebte nun ganz im Hause seines Arbeitsgebers, das er außer den Kollegienstunden und den täglichen Spaziergängen, mit seinen Zöglingen – einem Knaben von neun, und zwei Mädchen von zwölf und elf Jahren — nur selten verlassen konnte. Hatte er jetzt doch den größten Teil seines Tages dem Unterricht der ihm anvertrauten Kinder zu widmen; der Abend mußte da natürlich mit eigenen Studien ausgefüllt werden. In Geschichte, Geographie und Literatur sollte er unterweisen, Gebiete, in denen er selbst schon, allerdings nicht von der Schule her, sich gediegene Kenntnis hatte zu eigen machen können. Und der Unterricht in diesen Lieblingsfächern war ihm nicht Arbeit, der er sich pflichtmäßig, da er dafür bezahlt war, zu entledigen hatte, er war ihm oft mehr Vergnügen und Herzenssache. Schwebte ihm doch damals eine Dozentur oder Professur der Geschichte als höchstes Ideal vor, dem er emsig nachstrebte. So bewährte sich der Lernende als Lehrer im höchsten Maße. Besonders an der Entwicklung des Knaben, dessen reiche Begabung in der seinen ähnliche Bahnen lenkte, konnte er seine Freude haben. Mit welcher Genugtuung mochte er sich später erinnern, den Quell der Poesie im Busen seines Schülers erweckt zu haben. Wenn auch das Leben diesen Born in Josef Mauthner nicht so reich strömen ließ, wie er dem Herzen seines Lehrers entquoll.

Seinen eigenen Plänen konnte er bei dieser Lebensweise allerdings nur wenig Zeit widmen. Trotzdem sehen wir ihn in dieser im Ganzen äußerlich wenig befriedigenden Zeit zum erstenmale seinen inneren Beruf enthüllen. Hatten wir schon Gelegenheit, frühe Keimansätze zu beobachten, so war ihm doch erst durch Bekanntschaft mit den Gedichten Lenaus Begriff und Aufgabe der lyrischen Dichtung klar geworden. Er selbst erzählt einmal, wie er über Feld gegangen, als ein Windstoß ihm ein bedrucktes Blättchen Papier zutrieb: es enthielt Fragmente des Lenauschen Gedichtes „Die Wolke“. Dies machte einen so gewaltigen Eindruck auf sein Gemüt, daß er nicht eher ruhte, als bis er im Besitze eines Bandes Lenau die erwachte Lust befriedigen konnte. Lenau war seitdem der Dichter, dem er am meisten nachstrebte. Doch dauerte es noch lange bis er sich zu öffentlichem Auftreten entschließen konnte. Und wer weiß, ob er sich schon in dieser Zeit, die ihm in ihrer Gebundenheit so wenig Anreiz bot, dazu hätte bereit finden lassen, wäre nicht ein Anstoß von außen erfolgt. Das Jahr 1837 brachte ein für die deutsche Literatur in Böhmen bedeutungs-

volles Ereignis. Durch die Tatkraft Rudolf Glasers, Bibliothekars eines der größten Prager Institute und Schriftstellers von ziemlicher Bedeutungslosigkeit, wurde eine Zeitschrift ins Leben gerufen, die sich die Pflege neuerer Literatur zur besonderen Aufgabe machte. Zwanzig Jahre früher hatte Wenzel Hanka durch den Aufsehen erregenden Fund der berühmten Handschrift von Königinhof — die, wie heute mit unumstößlicher Gewißheit feststeht, von dem ehrgeizigen Gelehrten in eigener Regie hergestellt worden ist — den Grund zu national-tschechischer Sprachforschung gelegt, den Glauben an eine der deutschen ebenbürtige alte versunkene Literatur geweckt. So war eine zu immer größerer Intensität sich steigernde nationale Bewegung der böhmischen Slaven entstanden, eine Bewegung, die anfangs absolut keinen feindseligen Gegensatz zum Deutschtum in sich barg. Ein friedlicher Wettbewerb entwickelte sich. Man wollte zeigen, daß man auch etwas leisten könne, daß die Sprache, die bisher sich fast nur unter den Bauern erhalten hatte, die sich in den gebildeten Kreisen nur langsam und allmählich Terrain erobern konnte, auch eine Literatur hervorzubringen imstande sei, die sich der deutschen an die Seite stellen ließ. Man arbeitete mit fieberhaftem Eifer. Jedes kleine Talent ward sorglich gehegt und gepflegt und großgezogen, für jede Leistung ward übermäßig in die Ruhmesposaune gestoßen. Nachahmungen und Übersetzungen gediehen und erhielten bereitwillig neben den Originalen ihren Platz. Der beklagenswert frühe Tod eines Talentes, wie Macha, wurde als Nationalunglück betrauert: man hatte schon angefangen, sich einzureden, der neuen tschechischen Literatur werde in ihm ein Byron erstehen, mit dem man ihn vorzeitig in Parallele gestellt hatte, da er in der Tat verwandte Stimmungen mit großer formaler und sprachlicher Gewandtheit vereinigt, ohne jedoch Byrons Gedankentiefe zu besitzen, was bei seinem jungen Sterben nicht verwunderlich ist. Immerhin hatte man sich schon in einen Traum von Größe und Herrschaft auf dem Gebiete der Weltliteratur eingelullt, der der Wirklichkeit nicht entsprach und die Tatsachen nicht anerkennen wollte. — Natürlich war es, daß man sich mit liebevollem Fleiß in das Studium der Vergangenheit vertiefte, dem ja, durch Hanka, die ganze Bewegung eigentlich ihre Entstehung verdankte. Alte Chroniken und Urkunden wurden ans Licht gezogen. Man hatte bisher die Geschichte des Landes fast nur durch die Brille spärlicher deutsch-professoraler Geschichtschreibung gesehen: halb sagenhaft lebte die Überlieferung großer Tage fort. Was

nun erfolgte, war nur eine natürliche Reaktion, die in dem bedeutenden Geiste Palazkys einen berufenen Vertreter fand. Er war wie kein zweiter geschaffen, die historischen Tatsachen von Schlacke und Moder zu reinigen, die spätere Generationen oft nicht ohne eigensüchtige Interessen darüber gebreitet. So rekonstruierte er ein Bild der Vergangenheit, ideal in Kraft, Glanz und Größe, das zwar oft die Tendenz nicht verstecken kann, nichtsdestoweniger aber oder gerade deswegen den jubelnden Beifall seiner Volksgenossen hervorrief: das war es ja gerade, was man brauchte, was bisher noch abging. Nun erst hatte man für die neuen Bestrebungen eine historische Basis gefunden, konnte an die Vergangenheit anknüpfen und sie als ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit hinstellen. Nun erst kannte man die Geschichte dieser Unterdrückung nach heroischem Kampfe um Glaubensfreiheit und Toleranz, nach kurzer nationaler Selbständigkeit und Blüte. Man konnte auf die Leistungen der Vergangenheit hinweisen und kraftvolle Ansätze als von dem brutalen Sieger unterdrückt betrauern. Keiner konnte sich der Logik und Konsequenz der Palackyschen Forschungen entziehen. Deutsche und Tschechen bliesen dieselbe Melodie, ja jene bestärkten diese noch in ihrem erwachten nationalen Selbstgefühl. Als ob sie in dem Staate, über dessen Druck und Vergewaltigung die Tschechen sich mit Fug beklagten, auch nur das geringste Mehr an Rechten gehabt hätten, und nicht vielmehr alle Ursache, an sich zu denken und den Strauß in eigener Sache durchzufechten! Aber dieser merkwürdige nationale Altruismus liegt nun einmal in deutscher Art begründet. Eine Spaltung trat erst ein, als neben den nationalen die politischen Fragen das öffentliche Leben beherrschten. Die Hoffnungen und Wünsche der Deutschen gravitierten selbstverständlich nach Frankfurt, von wo aus sich die Tschechen, die da natürlich eine verschwindende Minorität gebildet hätten, nichts erwarten konnten. Es war daher von ihrem Standpunkte aus die einzig vernunftgemäße Politik, von nun an überall und in allen Stücken zu den Deutschen in die schroffste Opposition zu treten, das Deutschtum als antidynastisch hinzustellen und Österreich für ihr Lager zu reklamieren. Die Zukunft zeigte, wer den wahren Vorteil von dieser Sachlage hatte. Die Deutschen aber, die ursprünglich die tschechische Organisation schaffen halfen, sind von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen, daß sie an dem Grabe mitgeschaufelt, in das ihre Gegner die germanische Vorherrschaft in Böhmen versenken möchten.

Was das Verhalten der deutschen literarischen Talente Böhmens betrifft, so ist hierbei noch folgendes zu bedenken. Eines der Hauptverdienste der romantischen Schule hatte in dem Zurückgehen auf nationale Stoffe bestanden. Damals erst hatte man Begriff und Bedeutung des Wortes Nationalliteratur im Gegensatz zur Weltliteratur richtig und glücklich gefaßt. Und schon die Romantiker hatten in böhmischen Sagen reiche Anregung gefunden. Diese Keime waren nicht verloren gegangen, der enorme Einfluß, den das Vorbild der jüngeren Romantiker auf die heranwachsende Schriftstellergeneration ausübte, als man in ihrem Stammlande schon längst über sie zur Tagesordnung übergegangen war, machte sich auch in der Wahl der Stoffe, die bearbeitet wurden, geltend. Böhmische Sage und Geschichte ist vorwiegend, in allen Gattungen, in Drama und Epos, die Lyrik knüpft an die Vergangenheit an und die historische Novelle kommt in Schwung. So schafft der Stoffkreis zwischen Deutschen und Tschechen eine Gemeinsamkeit, die bei dem Streben nach historischer Treue und der Berührung gewisser Gedankengänge auch eine Parallelität von Stimmung und Anschauung hervorruft.

So beschaffen war die Literatur, der Rudolf Glaser in seiner Zeitschrift einen Mittelpunkt geben wollte und tatsächlich auch gab. Sie führte den bezeichnenden Titel „Ost und West", wobei der Herausgeber wohl den Goetheschen Spruch im Sinne hatte: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen." Er will vermitteln zwischen slavischem Osten und deutschem Westen. Hat er so den Gagernschern Gedanken von der Mission Österreichs, „Kultur nach Osten zu tragen", vorausgenommen? Ihr Programm war gegen jeden sterilen Nationalitätenhader gerichtet, zu fruchtbarer Kulturarbeit rief sie beide auf, Deutsche und Tschechen, wer es nur ehrlich meinte und wem es mit seinen Bestrebungen ernst war. Denn wenn das Niveau der Leistungen der einzelnen Parteien sich erhöhte, den wahren Nutzen davon hatte doch nur die Gesamtheit, der sie zu Gute kamen. Das war eine Basis, auf der in Friedenszeiten — die vorhandenen Gegensätze sollten erst später zum Austrag kommen — Ersprießliches geleistet werden konnte. Das hieß in Wahrheit Kultur nach Osten tragen.

Im ersten Jahrgang sehen wir denn auch eine Menge nichtösterreichischer Schriftsteller am Werke beteiligt. Alexis und Freiligrath spenden Beiträge: später treten Laube, Willkomm u. a. in die Reihe. Übersetzungen aus allen slavischen Sprachen,

besonders dem Russischen, wo wiederum Puschkin und Gogol die Hauptrolle spielen, zu einer Zeit, da in fast allen anderen Journalen Sue und Dumas und deren Nachahmer unumschränkt herrschen, zeigen schon die Richtung an, nach der das Hauptinteresse von Herausgeber und Mitarbeitern gravitiert, zu dem auch das Publikum erzogen werden soll. In der Mehrzahl aber sind die Leistungen Jungböhmens vertreten. Bald tritt auch unsere Tafelrunde vom roten Turm in den Kreis. Bach ist's, der melancholische Grübler, der den Anfang macht mit einer Reihe von „Nachtphantasien". Ihm folgte im nächsten Jahr Heller mit zwei Novellen, sein Bestes sollte er erst im dritten Jahrgang geben, feine Charakterisierungen, die die düstere Grundstimmung der Prager Architektur trefflich wiedergeben. Vorher schon ist Hartmann auf dem Platze erschienen, ein kleines Liebesgedicht: „Der Drahtbinder", bildet sein Debut. Es trägt die Bemerkung „nach einem slavischen Lied", doch kann man die Richtigkeit dieser Bezeichnung billig dahingestellt sein lassen. Der Neuling mochte durch diese Bezeichnung seinen Versen eine größere Autorität zu verleihen glauben. Meißner blieb natürlich auch nicht zurück.

Für 1838 ist dies die einzige Leistung, die von Hartmann in „Ost und West" zu verzeichnen ist. Im selben Jahre hatte ein gewisser Johannes Umlauft in Prag den Versuch gemacht, eine rein belletristische Zeitschrift in kleinerem Maßstabe, ohne höhere Zwecke und Ziele, als Unterhaltung für ein paar müßige Stunden zu schaffen, herauszugeben. Es ist dies der „Novellist". Er hebt sich nicht aus der Menge des schon Vorhandenen heraus, arbeitet stark nach Wiener Mustern und konnte sich deshalb nicht lange halten. Von bedeutenderen Schriftstellern des Böhmischen Kreises begegnen wir hier Uffo Horn und Ignatz Kuranda, der damals seine berühmten Grenzboten noch nicht gegründet hatte. Dieser „Novellist" bringt nun auch die erste beachtenswerte Prosaarbeit Hartmanns, eine Novelle, „Die Grisette". Er versucht hier einen Charakter zu zeichnen, wie er ihm später in seinem Roman „Von Frühling zu Frühling" mit einem viel geringeren Aufwand von Worten so trefflich gelungen ist. Wenn auch weder inhaltlich besonders originell, noch auch durch die Form Interesse erweckend, ist die Arbeit doch für die Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte des jungen Geistes unstreitig von Bedeutung. Man kann danach einen beinahe sicheren Schluß auf seinen literarischen Ideenkreis machen, auf die Gedankenwelt, in der er lebte, wenn er sich in schriftstellerischen Träumen

wiegte. Der Einfluß jungdeutscher Lektüre ist ganz ersichtlich. Gutzkows „Wally“ dürfte ihm in jener Zeit nicht mehr unbekannt gewesen sein. Aber wir finden auch in der Behandlung des Stoffes und Stils Ansätze zu jener ironischen Kritik der Zustände, die bei den Hauptvertretern des Jungen Deutschland üblich war, für die bei Hartmann keine weiteren Belege vorhanden sind, die er also nicht weiter ausgebildet hat, da sie nicht in seiner mehr lyrisch-reflexiven Art gelegen war. Zu selbständigem Denken, zu einer Betätigung seiner Eigenart hatte sich eben der angehende Poet, der „Adept im Reiche der Musen“, wie er sich selbst einmal in richtiger Erkenntnis nennt, noch nicht durchgerungen. Man geht indeß schwerlich fehl, wenn man annimmt, daß manches Detail ihm durch Beobachtung seiner unmittelbaren Umgebung eingegeben worden ist, auch persönliche Momente hat er noch mit eingeflochten. Er schildert das Verhältnis eines genialen oder sich selbst wenigstens so vorkommenden Schriftstellers zu einer ebenso schönen als geistreichen Grisette, die sich, als der Geliebte, um sich die Karriere nicht zu verderben, mit der versprochenen Heirat nicht Ernst machen will, pünktlich ins Wasser stürzt. Ein etwas mysteriöser Vater, der dem Mädchen gänzlich unmotiviert Todesgedanken in den Kopf setzt, während doch der schöne Eduard eines Opfers gar nicht wert ist, spielt auch eine Rolle. Einer momentanen Gemütsstimmung des Dichters mag der traurige Schluß, der dennoch banal wirkt und einen etwas gewaltsamen Eindruck macht, entsprochen haben. In dem schönen, dunkellockigen Eduard mit dem üppigen Schnurrbart und den jungdeutschen Geberden in Wort und Schrift mag man ein äußerliches Porträt unseres Poeten erblicken.

Bedeutend reifer zeigt er sich in den Versen, die er im folgenden Jahre, dem letzten seines Prager Aufenthaltes vor der Hedschra nach Wien, zu „Ost und West“ beigesteuert hat, in den Gedichten „Chalifengrab“ und „Waldorakel“, die schon große Gewandtheit in der Form und Vertiefung des Inhalts zeigen, so daß es nicht recht erklärlich scheint, warum er sie von seiner ersten Sammlung ausschloß. — Mit diesen wenigen der Druckerschwärze anvertrauten Stücken ist aber Hartmanns poetische Fruchtbarkeit in Prag keineswegs erschöpft. Im Gegenteil, als er die Stadt verließ, hatte er schon einen fest gegründeten Ruf in literarischen Kreisen, die ihn zu den Ihren zählten. Die Gesellschaft im roten Turm hatte sich beträchtlich vergrößert. Die Gedichte der Freunde gingen von Hand zu Hand, man veranstaltete Rezitationen, die ihnen reichlichen Beifall und

aufmunternde Ratschläge eintrugen. Man debattierte viel über die beiden neu aufgetauchten Talente Hartmann und Meißner, die von Prag aus in die Welt gehen sollten. Beider Ideal war damals Volkstümlichkeit, vom Volke bei Arbeit und Fest gesungen zu werden, schien ihnen das schönste Ziel, das ihre Lieder erreichen könnten: Meißner schreibt Lieder für ein Harfenmädchen, das von Haus zu Haus zieht, und Hartmann hat nie einen tieferen Eindruck erlebt, als damals, wo er spät abends im roten Turme, von einem alten Polen, der natürlich „selbst mit dabei war", mit zitternder, müder Stimme Mosens Lied: „Bei Warschau schwuren tausend auf den Knien" vortragen gehört. Mosen stand überhaupt bei den jungen Schwärmern in besonderer Gunst. Seinen „Ritter Wahn" hatte man verschlungen, und als „Ahasverus" herauskam, legte sich die ganze Gesellschaft — man denke! — ein Exemplar auf Subskription zu. Ihm eiferte man nach, vielleicht am meisten von allen Neueren, und seine Bekanntschaft gemacht zu haben, rechnete Meißner später zu den schönsten Erfolgen seiner Leipzig—Dresdener Reise. So nahm die Beschäftigung mit den belles lettres bereits einen wesentlichen Raum in Hartmanns Lebensführung ein. Sogar die öden Stunden seiner Hofmeisterei wußte er, ohne deshalb in der Erfüllung seiner Pflichten weniger skrupulös zu sein, sich dadurch weniger einförmig und freudlos zu gestalten. In den Salons, die sich einen literarischen Anstrich geben wollten, durfte seine schlanke Erscheinung bald nicht mehr fehlen.

Seine Studien gerieten bei alledem etwas ins Hintertreffen, und die Stunde kam, in der sich das schmerzvoll rächen sollte, ja, in der er seiner poetischen Begabung fluchte, die ihn davon abgelenkt. Die Zeit der Abschlußprüfungen kam heran, eine Zeit, der er nicht ohne Bangen entgegensehen konnte. Seine literarischen Interessen hatten ihn in der Tat über Gebühr beschäftigt. Hatte er es doch sogar fertig gebracht, unter den Augen des gefürchteten Jandera, des Mathematikers, durch die Gewalt Grabbescher Verse — Freund Meißner hatte ihm den neu erworbenen „Don Juan und Faust" zugesteckt — sich weit wegtragen zu lassen von den interessantesten Definitionen des Lehrers. Das war den scharfen Augen des alten Prämonstratensers nicht entgangen, und „Moritz Hartmann — Mathematik schwach" lautete die Note, die die Aussichten auf einen guten Fortgang bedenklich trübte. Seine unbeugsame Strenge hatte schon manchem das Spiel verdorben, selbst wenn

gute Leistungen in anderen Fächern vorlagen. Und das war bei Moritz allerdings der Fall. Sprachen, Geschichte, Philosophie hatte er von je mit Lust getrieben, besonders Philosophie, die hier von Exner, dem einzigen Lehrer, der sich etwas Unabhängigkeit von der Studienordnung zu erringen gewußt hatte und dafür von seinen Schülern schwärmerisch verehrt wurde, tradiert ward. Exner war ja auch einer der ersten, die ihre Vorträge nicht nach dem vorgeschriebenen Kompendium ableierten: als getreuer Anhänger Herbarts führte er seine Schüler, die den Gegensatz zwischen ihm und den anderen Lehrern empfanden und wohl zu würdigen wußten, in die Gedankengänge des Philosophen ein. So weit wäre also alles ganz gut gegangen, wenn nur Jandera nicht gewesen wäre, Jandera, der auf ihnen allen wie ein Alpdruck lastete, Jandera, der Hartmann noch Jahrzehnte hindurch in wacher Erinnerung wie im Traume mit seinen Linien und Buchstaben verfolgte. Darüber half kein noch so ausdauernder Fleiß hinweg. Die Tafelrunde vom roten Turm machte üble Erfahrungen und schnitt im mathematischen Hauptexamen vor dem Schrecklichen schlecht genug ab. „Alfred Meißner starb an einem Kegelschnitt, Moritz Hartmann wurde durch Logarithmen stranguliert," schreibt ein Freund dem 's wohl selbst nicht besser erging, in einer galgenhumoristischen Anwandlung. Das war ein trauriger Strich durch die Rechnung, die Hartmann auf seine Zukunft gemacht hatte. In Prag weiter zu studieren, den Gedanken mußte er nun aufgeben. Die Ferien, die er nach seinem Fiasko wie gewöhnlich im Elternhause verbrachte, mögen auch trübe genug gewesen sein. Der Vater war nie mit den poetischen Träumereien seines Sohnes einverstanden gewesen, die leidige Entgleisung lieferte ihm schwerwiegende Argumente, gegen die Moritz kein Einwand gestattet war. Die Mutter suchte zu vermitteln, wo es in ihren Kräften stand. So war die Freizeit diesmal keine Erholung, er sehnte ihr Ende herbei, das auch über die Fortsetzung seiner Studien die Entscheidung bringen sollte. „Mit dem Medizin-Studieren war es nun für Hartmann vorüber. Die Bahn mußte aufgegeben werden. Zwar, — vielleicht war die Erlaubnis einer Reparaturprüfung zu erwirken. Diese konnte aber Aussicht auf Erfolg nur vor einem anderen Forum haben." So wurde der Entschluß in ihm reif, nach Wien zu gehen. Da hatte er verhältnismäßig bonne chance, auch seinen Lebensunterhalt zu erwerben konnte in der Hauptstadt unmöglich Schwierigkeiten bereiten. Auf Subsidien vom Vater durfte er bei seiner Widersetzlichkeit

gegen die Pläne des Alten und bei der Unsicherheit einer Laufbahn, deren erster Schritt ihm so wenig geglückt war, nicht weiter rechnen. Um so besser. So war er auf die eigene Kraft angewiesen und ein freier Mann. So konnte er endlich den ihm immer verhaßteren Gedanken eines Studiums aufgeben, zu dem er sich nun einmal nicht geboren wußte. So durfte er ein Fach sich wählen, das seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprach; brauchte nicht mehr zu beargwohnen, daß ihn jemand scheel ansehen würde, weil er in seinen Freistunden Zeilen von ungleicher Länge an einander reihte; und nicht mehr für den Bissen Brot eine Gesinnung vorzuspiegeln, deren enge Schranken er längst überwunden hatte. — Und dann war es ja Wien, wohin er gehen wollte, und in welchem Glanze hatten nicht schon seine Jugendträume das Bild der Kaiserstadt gesehen. Jetzt erschien es ihm als Mittelpunkt der geistigen Tätigkeit Österreichs noch verlockender. Mit allen bedeutenden Schriftstellern des Landes konnte er in Verbindung treten. Und wie würde sich sein geistiger Horizont im Verkehr mit diesen weiten: bei der Arbeit an einer größeren Universität, die eine Reihe bedeutender Männer zu ihren Lehrkräften zählte: beim Anblick wirklich großer gesellschaftlicher Verhältnisse. Dies alles mußte und sollte sich realisieren . . . So war die Stimmung, in der er von Duschnik Abschied nahm.

III.

Wien.

„In dieser weiten Wüste, unter fremden, starren Gesichtern wäre mir dein Wort ein wahres Evangelium", lautet's in einem der ersten Briefe Hartmanns an Meißner aus der Hauptstadt. In der Tat war ihm, Prag zu verlassen, weit schwerer geworden, als er selber geglaubt hatte. Viele gute Freunde blieben ihm zurück, und die Zukunft, der er in Wien entgegenging, war doch recht ungewiß. Besonders die Trennung von Meißner ging beiden nahe. Die Abschiedsstunden waren von Sentimentalitäten durchtränkt. Man feierte sich gegenseitig in schwermütigen Strophen, „Ost und West" und mit ihm das ganze literarische Prag mußte an ihren Seufzern und Tränen teilnehmen. So wühlte man im

eigenen Schmerz, steigerte ihn künstlich zu den ungeheuerlichsten Dimensionen und bewunderte dann die Tiefe der Empfindung, deren man fähig sei, und ließ sie bewundern. Es war, als ob die Freunde nicht Prag und Wien, sondern Nord- und Südpol als künftigen Wohnsitz erkoren hätten. So ward an die Möglichkeit eines Wiedersehens, wenigstens in den Versen, die sie sich widmeten, nicht gedacht. Hartmann sprach in seinem „An meinen Freund beim Abschied" nur von einer höchst pantheistisch-symbolischen Wiedervereinigung im All, und Meißner wollte an Schwung natürlich nicht zurückstehen. Der alte Ironikus Bach stand als stiller Beobachter bei Seite und hatte seine Freude dran. War ihm doch diese grüne Sentimentalität Gelegenheit, ein ganzes Feuerwerk von Witz los zu lassen. Diesmal trieb er allerdings sein altes Kunststück der Persiflage etwas weit, als er den verstiegenen Versen Hartmann — Meißners eines schönen Tages seine Hinkstrophen „An die Freunde" entgegensetzte. All seinem Aufwand an Komik gelang es nicht, das Freundespaar aus seiner melancholischen Schwarmgeisterei herauszureißen. Sie fühlten sich nur „unverstanden" und zogen sich ganz auf sich selbst zurück, wo das Trennungsweh ungestört seine Orgien feiern konnte. Das Bachsche Poem aber lautet:

Schöne Tage, blau und herrlich,
Lebten wir im schwarzen Prag,
Und nun zieht ihr, o fürchterlich,
Von mir fort am nächsten Tag.

An des Brustkorbs starre Wände,
Schlägt mein Herz im wilden Weh,
Weil ich Freunde, treu liebende
Nun zum letztenmale seh'.

Rank! leb wohl, den die Verschwörung
Grauser Polizei bewacht,
Der in schwarzer Einkerkerung
Seufzend lag so manche Nacht.

Hartmann, der im Liede Sieger,
Reich' zum Abschied mir die Hand!
Ewig hält ein gewaltiger
Eindruck mich an dich gebannt.

Möchte das, was fruchtbar säete
Euch ein Gott ins Herz hinein,
Nie bewacht durch bewaffnete
Polizeiverwaltung sein.

Denn das Schlechte muß ja enden,
Wo das Freie Bahn sich bricht,
Fehler werden zu Tugenden
In des Freisinns klarem Licht.

Also ward mir's, als in Weh sank
Jüngst mein Herz, im Geiste klar,
Und ich weih's als Abschiedsgesang,
Dir, du treues Dichterpaar. . . .

Die Fülle der Gesichte, die Hartmann in seiner neuen Umgebung entgegentrat, trieb den Beelzebub schon von selbst aufs Gründlichste aus. Bald zieht ein ganz anderer Ton in die Korrespondenz der Freunde ein. Denn das Briefschreiben gehörte fortan zu ihren Lieblingsgeschäften in den Mußestunden. Mindestens einmal in der Woche flogen die dickleibigen Briefe hin und her, des Fragens und Erzählens ist kein Ende. Wie in einem Kaleidoskop wechseln die Eindrücke, die er mit schneller Feder aufs Papier wirft. Und wenn ihn auch anfänglich der Glanz und die Farbenbuntheit des Wiener Lebens besticht, so sieht er doch schon nach kurzer Zeit tiefer, sieht, wie manches unecht, Schein, Schminke, gemacht ist. „Es ist merkwürdig und eigen mit diesen Kerlen, die einem in der Entfernung klein, oft gemein vorkommen (z. B. Stelzhammer), sie sind aber oft echte, jedoch zugrunde gegangene Dichternaturen. Entweder haben sie die vielen Journale an sich gezogen, und zu Handwerkern gemacht, oder es drückt und erschlafft sie nach und nach der wahrhaft furchtbare Materialismus, der dumpf und schwül, wie eine dicke, heiße Sommerwolke über dem unseligen Wien liegt. Ich versichere Dich, die soweit berühmte Wiener Heiterkeit wird einem unheimlich mit der Zeit. O die Wiener sind nicht die unschuldigen, naturheiteren Phäaken, sondern großenteils vor dem moralischen Untergange tanzende sardanapalische Eunuchen. Es kann unmöglich hier ein großer Dichter werden und leben. Nur weil Grillparzer unter den Bajaderen als ein ganz und gar einsamer, alle Berührung scheuender Talapoine

wandelt, und weil Lenau, der singende Zugvogel, im Winter hier in seiner Hypochondrie erstarrt und im Sommer in sein geliebtes, heiteres Schwaben flieht, haben sich diese beiden, ut ita dicam, konserviert und sind Dichter geblieben. Auch Frankl, der jeden Augenblick an eine Myrza ein Gedicht abzuspinnen hat, wäre in Leipzig, Schwaben oder Kamtschatka ein größerer Dichter geworden. — Du meinst, wozu ich Dir das schreibe, das sind bekannte Geschichten, nur will ich Dir sagen, daß auch ich diese schmähliche Erfahrung bestätigt gefunden. — Gestern hat mir Umlauft Grillparzer gezeigt, mitten unter der ungeheueren Menschenmenge, in die er sich auch einmal, am ersten Mai, herausgewagt, ging er so allein, von keinem gekannt, von keinem gegrüßt, von keinem als vielleicht von mir mit einem verehrendem Blicke verfolgt - er schien mir so unendlich einsam und meine Verehrung für ihn so ein kleiner, kleiner Ersatz. Das, sein graues Haar, seine sehr gealterte Physiognomie, die zufällige ganze Ähnlichkeit seiner höchst einfachen Kleidung mit der des Dulders Kaufmann machten mich so traurig. Gott im Himmel, ist das der Lohn, daß er jetzt Deutschlands größter Poet ist (denn dafür halt ich ihn). Ich hätte fluchen, aber auch weinen mögen."

So war er, obwohl die Zahl seiner eigenen Dichtungen noch so gering war, doch in kürzerer Zeit, als er bei seinem Aufbruch von Prag selbst gedacht, in die literarischen Kreise aufgenommen. Hartmann wie Meißner waren da keine unbekannten Namen mehr; bei der regen Verbindung zwischen der Wiener und Prager Journalistik hatte ihr Talent auch in Wien schon eine gewisse Geltung erlangt. Besonders Ludwig August Frankl, eine in den Wiener Schriftstellerkreisen damals sehr angesehene und einflußreiche Persönlichkeit, nahm sich seiner aufs Wärmste an. Das von Nikolaus Österlein begründete und von ihm herausgegebene „Österreichische Morgenblatt" war es denn auch, das von allen wiener Journalen den ersten Beitrag aus Hartmanns Feder brachte: das Gedicht „Ein Grab zu Töplitz", eine Erinnerung an eine Reise, die er in frühen Jahren mit seinem Vater gemacht, bei der er am Grabe Seumes geweilt. — Diesem Gedicht, das am 26. September, also kurze Zeit nach seiner Ankunft erschien, folgte eine ganze Reihe anderer: das Nachtbild „Waldgruft": das Friedr. Bach gewidmete: „Einem Freunde" (16. November); im Jahrgang 1841: „Am Bache". (6. Januar), die später als „Jubel" in die erste Sammlung aufgenommene „Frühlingsoffenbarung", anscheinend das erste Früh-

lingslied, das Hartmann geschrieben: freie Übertragungen zweier Viktor Hugo'scher Anakreontika, aus den „voix intérieures", denen er Stimmung und Titel einer Reihe eigener Lieder verdankt; endlich das „Tanzlied". „Sechs Poetenaugen", dessen ominöser Untertitel „Aus dem Französischen" nach dem oben über das erste Gedicht in Glasers Zeitschrift Gesagten keiner weiteren Erläuterung bedürftig ist.

Frankl hatte es überhaupt verstanden, einen Stamm bedeutender Mitarbeiter anzuwerben. Lenau, Halm, Prokesch-Osten, Feuchtersleben finden sich öfters ein. Nur anderthalb Jahre, vom Januar 1840 bis zum 31. Juli 1841, leitet Frankl die Herausgabe des Morgenblattes. Mit dem Wechsel der Redaktion, die Johann Nepomuk Vogl übernahm, ist ein bedeutendes Sinken des literarischen Wertes zu konstatieren. Die hervorragenderen Namen ziehen sich zurück und sammeln sich größtenteils unter der neuen Fahne, den „Sonntagsblättern", die Frankl herausgiebt. So ist der einzige bekanntere Schriftsteller, dem wir fortan noch im „Morgenblatt" begegnen, der Redakteur. Vogl, selbst durch Vielschreiberei mehr und mehr verflachend, kann sein Organ nicht auf gleicher Höhe halten; es lenkt allmählich in die Bahnen ein, die Bäuerle und besonders Saphir vorgezeichnet, ohne wenigstens den Vorzug der Originalität für sich zu haben. Klatsch und Tratsch wird, wie bei so vielen andern wiener Journalen, seine Hauptdomäne. Waren doch die meisten wiener Journale damals noch das, was Lessing schon fast achtzig Jahre früher in seiner Dramaturgie bitter bespöttelt hatte, was seine „Theaterzeitung" eben nicht hatte sein sollen und dürfen: „eine theatralische Zeitung, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann . . . Der Inhalt der hier gangbaren Stücke, in kleine, lustige oder rührende Romane gebracht, . . . beiläufige Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die sind, die sich mit Komödienschreiben abgeben, . . . auch mal ein wenig skandalöse Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen, . . alle diese artigen Sächelchen . " So gering war der Fortschritt der österreichischen Literatur und besonders ihres Journalismus in dem Säkulum, das verflossen, seit Lessing diese Worte geschrieben, daß das Motto immernoch vollständig paßte.

Auch Hartmann schließt sich dem neuen Unternehmen Frankls an. Das eine Gedicht von ihm, das noch im Morgen-

blatt erscheint: „Der Ring der Mutter“ (August 1843) wird wohl noch aus früherer Zeit im Besitz der Redaktion gewesen sein. Man kann Frankl die Anerkennung nicht versagen, daß er mit allen Kräften, die ihm seine im Verhältnis zu seinen meisten Berufsgenossen höhere Bildung verlieh, das österreichische Journalwesen aus dem Sumpfe zu reißen strebte, in den es teils durch die Ungunst der Verhältnisse, teils durch eigenes Verschulden und die Charakterlosigkeit der führenden Männer geraten war. Die Knebelung der Presse bildete ja eines der Hauptstücke des Metternichschen Regierungskatechismus. Am liebsten hätte man freilich alle Blätter, die sich nicht von oben inspirieren ließen die nicht jeder Richtung, welche die offiziöse Wetterfahne anzeigte, blindlings folgten, kurzer Hand unterdrückt. Da das aber leider nicht mehr anging, mußte man zu anderen Maßregeln greifen, mit denen man auf Umwegen das ersehnte Ziel erreichte. Die wirksamste dieser Maßregeln war eine rücksichtslos waltende Zensur, die von einer wo möglich noch rücksichtsloseren Polizei unterstützt wurde. Der größte Teil dessen, was den Inhalt einer Zeitung ausmacht, fast alles, dessen Besprechung die Zeitung erst als existenzberechtigt erscheinen läßt, war für sie durch Verbote mit sieben Siegeln versperrt. Über Regierungspolitik und Verwaltungsangelegenheiten durfte nicht geschrieben werden, ebensowenig über alles, was mit Kirche, Klerus, Heer oder Fiskus zusammenhing. Ja, es war sogar verboten, abzudrucken, was auswärtige Blätter darüber brachten. Und nicht nur was hievon auf österreichische Verhältnisse sich bezog, auch das, was auf diesen Gebieten außerhalb der Grenzen der Königreiche und Länder vor sich ging, wurde der publizistischen Kritik entzogen. Es wäre sonst gar zu leicht möglich gewesen, Vergleiche zwischen den guten Institutionen des Inlands und den naturgemäß schlechteren des Auslands zu ziehen, und man hätte nicht kontrollieren können, zu was für, vielleicht gar staatsgefährlichen Schlüssen beschränkter Untertanenverstand sich hätte verleiten lassen können. Immerhin war es zweifellos besser, vorzubeugen, sei's auch auf die Gefahr hin, in dieser Richtung mal etwas zu viel zu tun. Das mußte dann, des segensreichen Zweckes halber, ad majorem gloriam mit in Kauf genommen werden. — Das eigentlich Entnervende, den Charakter der Publizistik wie ihrer Vertreter in gleicher Weise Untergrabende dieser Einrichtung lag aber in ihrer mangelhaften Kodifizierung, die eine Rechtsunsicherheit in Preßsachen ohne Gleichen zur Folge hatte. Die rechtliche Basis der

Zensur, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, waren die in Ausführung der Karlsbader Beschlüsse erlassenen Bestimmungen, die die liberalere Ordnung von 1810 widerriefen. Seitdem aber war der Drang zu literarischer Betätigung immer stärker geworden, und immer lästiger mußte sich ihre Unterdrückung fühlbar machen. Natürlich erwiesen sich diese Verordnungen jetzt als gänzlich unzulänglich, mußten stets für den gerade vorliegenden Fall präpariert werden und bedurften in der Praxis des Tages Erläuterungen und Auslegungen. Trotzdem oder, besser gesagt, infolge dessen war das meiste dem persönlichen Gutdünken der ausübenden Beamten anheimgegeben, was natürlich, selbst wenn man diese Beamten alle für den Ausbund menschlicher Tugenden, und persönliche Ranküne für ganz ausgeschlossen halten mag, einen schier unerträglichen Zustand schuf. Es kam vor, daß Artikel in Wien verboten wurden, die in Krakau erlaubt waren, oder umgekehrt; diese Zeitschrift durfte eine Notiz bringen, die einer anderen unweigerlich gestrichen wurde; Schriftsteller A. verfiel wegen eines Aufsatzes in Buße, den B. ohne Weiterungen in sein Journal aufnehmen konnte. Was half da viel nach Gründen fragen? Rekurse waren ja allerdings gestattet, aber das nützte nicht gar viel. Stieß einmal, es geschahen ja Wunder! die obere Instanz die Entscheidung der unteren um, so war sicherlich der Artikel, um den es sich gehandelt, längst schon altbacken und wertlos geworden und man riskierte höchstens, sich die Feindschaft des allmächtigen vorgesetzten Zensors zuzuziehen, der die Macht hatte, so viel zu stören und zu schaden. So fügte man sich lieber schweigend. Es muß zugegeben werden, daß solche Willkürakte eben nicht dazu angetan sind, Männer von Charakter zu bilden. Aber es ist ebenso sicher, daß der geistige Tiefstand der Wiener Publizistik des Vormärz niemals einen solchen Grad erreicht hätte, wenn sich Männer von Rückgrat unter ihren hervorragenderen Vertretern befunden hätten. Das war nur in einem verschwindenden Bruchteil der Fall. Schriftsteller von dem schalen Witz eines Saphir oder Bäuerle dagegen fanden Nachahmer und Speichellecker. Über ihre Harlekinsspässe lachte die ganze Stadt. Und sie fanden natürlich ihren Vorteil dabei und „protegierten“ die Literatur und ärmere Kollegen. Ihre Blätter dienen ausschließlich dem seichtesten Unterhaltungsbedürfnis, enthalten außer Moderomanen in Übersetzungen und „spannenden“ Novellen fast nur noch Stadt- und Theaterklatsch, mit dem das Publikum in reichlichstem Ausmaß gefüttert wurde.

dabei auch Rezensionen und Kritiken von rühmenswerter Parteilichkeit. Etwas fadenscheinige Lyrik dient als passender Aufputz.

Von dieser Art Bildungsverbreitern bildet Frankl und seine Unternehmungen eine löbliche Ausnahme. Ohne zwar, und das war allerdings nicht zu verlangen, seine Leipziger oder Berliner Rivalen in inhaltlicher wie überhaupt irgend einer Beziehung zu übertreffen oder auch nur zu erreichen, leistete er doch, was unter den gegebenen Verhältnissen geleistet werden konnte. Hartmann, der ihm für die freundliche Aufnahme und manche andere bereitwillig gewährte Hilfe noch zu Danke verpflichtet war — eine Dankbarkeit, die ihn anfangs für die weniger rühmlichen Seiten von Frankls Charakter blind machte und ihn, wie schon obiges Zitat beweist, dessen poetisches Talent um ein Beträchtliches überschätzen ließ — gehörte von Anfang an zu den eifrigsten und auch uneigennützigsten Mitarbeitern der Sonntagsblätter. Gleich das erste Heft (2. Jänner 1842) wird mit einem Beitrag von ihm, der anspruchslos erzählten böhmischen Lokalsage „Die Sedletzer Glasscheibe" eröffnet. Und als das junge Unternehmen im ersten Jahre seines Bestehens schwer mit Manuskriptmangel zu kämpfen hat, springt der Freund willig in die Lücke. So entstanden allerdings Aufsätze, die das sorgliche Ausreiten des Inhalts und die feine Glätte der Form, die anderen Schriften Hartmanns auch aus dieser Bildungszeit schon eigen sind, vermissen lassen. Er selbst war sich dessen wohl bewußt: Alle die Beiträge, die unter diesem äußeren Drucke entstanden, erschienen nicht unter seinem Namen, sondern unter Chiffre oder überhaupt anonym. Für seine Lyrik dagegen hatten die „Sonntagsblätter für heimatliche Interessen" so gut wie gar keine Verwendung, die wanderte nach wie vor nach Prag; nur zwei Ausnahmen von dieser Regel finden sich. Ende 1843, wo die Gedichte „Kindesweinen im Schlaf" und das prächtige „Lied in der Nacht" zum Abdruck gelangen. Sonst sind es meist Skizzen, Kunstkritiken, wie die über den wunderlichen Prager Landschafter Piepenhagen, oder den Historienmaler Hevez, den er auf seiner sommerlichen Italienreise von 1842 in Venedig im Atelier aufgesucht hatte. Oder ein barokes Märchen, wie „der Sturmkönig", mit dem er zum erstenmale, lucus a non lucendo, wie er sagt, unter dem Pseudonym „von Geldern" auftritt. In den „pädagogischen Sonntagspredigten" zeigt er sich in parodistischer Maske, die dem zünftigen Pädagogen gar nicht übel zu Gesichte steht. Es sind im Ganzen zwei, in deren erster er gegen das „weibliche Franzosentum in

Wien", das undeutsche Gouvernantenunwesen, losdonnert — der sogar das befreundete „Ost und West" die Ehre des Nachdrucks zuteil werden ließ. Die zweite „Betrachtung" befaßt sich mit der Hofmeisterei im Allgemeinen und im Besonderen, auf die reiche Erfahrung des Verfassers auf diesem Gebiete sich stützend. Irgend welchen Wert legte er auf diese Arbeiten selber nicht, es waren Eingebungen des Augenblicks, die mit dem Augenblick wieder aus seinem Gesichtskreise schwanden.

Die Verbindung mit Prag war, wie erwähnt, eifrig aufrecht erhalten worden. Er sandte die Früchte seiner poetischen Muße- und Musestunden meist in seinen Briefen an Meißner, der sie las, feilte und Glaser einreichte, oder sie auch wohl unterdrückte, wenn sie nicht nach seinem Geschmack waren. Sie bleiben sich in der ganzen Zeit ihres intimen Zusammenlebens wie Korrespondierens die kompetentesten Kritiker, tauschen Pläne und Gedanken aus. Jeder unterwirft sich dem Urteile des Anderen und mit Lob und Tadel sind beide nicht sparsam. Wie Meißner Hartmanns Gedichte in Prag zum Druck gibt, so versorgt Hartmann die Meißners in Wien. „Ich will Dir das Jüngferchen unter die Haube bringen" schreibt er ihm. Und ähnlich einmal an Kapper, einen Prager Freund und Kollegen von der medizinischen Fakultät, der später seine Schwester Anna heiratete und sich als feinsinniger Übersetzer und Nachbildner slavischer Volkspoesie einen guten Namen machte: „Ich betrachte mich hier überhaupt als Eueren Generalhandelskonsul in literarischen Angelegenheiten". Hauptsächlich handelte es sich hier natürlich um die Organe Frankls, der auf die Prager große Stücke hielt und beständig mit ihnen in Verbindung blieb. Das eingesandte Gedicht Kappers allerdings findet keine Aufnahme: „Es ist Frankl wirklich zu viel Poesie darin und das ist nicht fürs Publikum. — Leider. —" Doch ist er bemüht, Kapper einen Verleger in Wien zu verschaffen, reicht seine lyrica bei Taschenbüchern und Almanachen ein u. s. w.

Von den 28 Gedichten, die „Ost und West" im Laufe der Jahre 1838/1844 von Hartmann brachte, sind vierzehn auf diese Weise durch Meißners Hände gegangen. Sie zeigen eine bedeutende Vertiefung seiner lyrischen Produktion: 15 von ihnen konnte er in seine Sammlung von 1845 aufnehmen und 8 dieser letzteren hat auch die Gesamtausgabe noch uns bewahrt. Ein erstaunlicher Stimmungs- und Empfindungsreichtum spricht aus ihnen. Melancholisch-resigniert, Weltflucht predigend, malt er sich im „Klausner" (Mai 1840) eine weltentlegene Wald-

idylle. Lebens- und hoffnungslustigen Freunden wird eine ernsthaft-wehmütige „Warnung“ zuteil. (Mai 1844). In die „Einsamkeit“, die er so häufig beschreibt, flüchtet er vor den quälenden, mit sphinxhaften Rätselblicken ihn verfolgenden „Gestalten“. (August 1841). . . . Er besingt die beiden starken Geister, die auf seine Bildung den stärksten, Richtung gebenden Einfluß ausgeübt: Lenau („Seine Rückkehr“. April 1844) und das Kind Bettina, die er gegen die gehässigen Angriffe einer hämischen Kritik mutvoll verteidigt (Sonett vom Februar 1841, als Antwort auf einen Aufsatz „Bettina eine Lügnerin“). Im Gedanken an beide schreibt er seine „Idole“ (Juli 1841). Seine „Frühlingslieder“ sind Ausdruck eines feinen Gefühls für die leisen Regungen der erwachenden Natur. Die „Momente“ wiederum führen uns in jene Stimmung gährenden Grübelns, in der ihm der Gedanke an große Vorbilder zum Troste wird. (April 1842.) Die „drei Söhne“ (Sept. 1843) sind ein Beweis, daß die knappe Form und messerscharfe Pointe, die ihm beim „Weißen Schleier“ den Beifall seiner Hörer erzwingen nicht vereinzelt bleiben. Einfache und schlichte Gefühle spricht er in „Thau“ und „Kindeserinnerung“ aus (Juli und August 1842), während die „Schwalbe“ (März 1844) schon einen Übergang zu jener Gedankenlyrik bildet, die er jetzt im „Arabischen Meister“ und später in einzelnen „Zeitlosen“ zu hoher Vollendung bringen sollte.

Doch wenn er „Ost und West“, das ja seinen ersten schüchternen Versuchen eine Freistätte war, noch lange Zeit in dieser Weise bevorzugte, leistete er doch auch anderen Aufforderungen, Beiträge einzusenden, bereitwillig Folge. Es war damals die Zeit der höchsten Blüte des Almanachwesens, und jener Kritiker, der die Almanache „die eigentlichen Kampffelder der Jungen“ nennt, hatte für seine Zeit so Unrecht nicht. Nur muß man wiederum von der schauerlichen Goldschnittmassenproduktion absehen, die in Wien ihren Hauptsitz hatte und von Leipzig aus Markt und Haus überschwemmte. Gab es doch Vielschreiber wie Castelli oder Vogl, die jährlich mehrere reichlich mit Gold und faden Kupferstichen herausgeputzte Almanache zu Stande brachten und größtenteils mit eigenen Produkten anfüllten. Auf diese kann das oben zitierte Wort natürlich keine Anwendung finden; von diesem Treiben hielt sich Hartmann aber auch jederzeit fern. Wie auf dem Gebiete der Journalliteratur in „Ost und West“, so steht Prag auch auf dem der Almanache Wien weit voran. Hier durch die „Libussa“, die P. A. Klar zwei Jahre nach dem

Wegzug Hartmanns von Prag 1842 begründete. Die „Libussa“ vertritt dieselben Tendenzen wie die oft genannte Glasersche Zeitschrift, nur daß sie bei der konziseren Form des Jahrbuchs vielleicht noch deutlicher zum Ausdruck kommen. Rein böhmische Interessen, wenn auch ohne einseitige deutsch- oder tschechisch-nationale Parteinahme, bilden den Mittelpunkt. Der beste Beweis, wie ernst es dem Herausgeber und seinem Mitarbeiterstabe mit ihren Bestrebungen war, ist wohl, daß sie sich nicht darauf beschränkten, ihren Leserkreis leichte belletristische Kost vorzusetzen, wie die meisten anderen Almanache fast ohne Ausnahme, sondern daß sie auch schwerer verdaulichen Arbeiten über die Entwicklung der böhmischen Industrie, gewisse Punkte der slavischen Archäologie, Geschichte Böhmens und ähnlichen Inhalts Raum gaben. Zum poetischen Teile steuert wieder unsere Corona vom roten Turm sehr viel bei, Meißner und Bach, Heller und Hartmann zahlen jedem Jahrgang ihren Zoll. Die ältere Dichtergeneration ist durch Ebert, Seidlitz und Herloßsohn, die tschechische Literatur durch treffliche Übersetzungen aus Machas Mai und viele andere von Sigfr. Kapper würdig vertreten. In den Gedichten, die sie in die „Libussa“ schrieben, erreichten Hartmann und auch Meißner für die Zeit vor 1848 ihre höchste Vollendung in Form und Gehalt. Hartmann lieferte in den Jahren 1842, 1843 und 1845 insgesamt fünf Gedichte, von denen sich aber „Abt Vogler“, „der arabische Meister“ und „Auferstehung“ durch eine für lyrische Gedichte nicht gewöhnliche Länge auszeichnen. Sie lassen deutlich merken, wie fest er noch in romantischen Vorstellungen wurzelte, mit welcher Intensität die Lektüre der Romantiker auf ihn gewirkt. Das Junge Deutschland vermag ihn bei weitem nicht so zu fesseln, hier behält seine scharfe Kritik die Oberhand, ja er wird sogar ungerecht. „Ich bin jetzt gegen die Moderne sehr revolutionär gesinnt“, heißt es noch in einem Prager Brief an Meißner, „seitdem ich in meiner Krankheit, aus purer Langeweile, H. Laubes Poeten gelesen habe; liebster Freund, nichts als Phrase, Redensart, Styl, Bizarrerie, übertriebene Charakteristik, und der soll einer der Ersten sein: freilich dann und wann ein überraschend schöner Gedanke, aber was ist das gegen unsere Großen, gegen Ludwig Tieck?“ Später freilich, als er die so übel Behandelten, besonders Gutzkow genauer kennen gelernt, weiß er sie besser zu würdigen; die Romantiker aber stehen immer obenan in seiner Verehrung: bringt er es doch einmal fertig, zwischen Tieck und Goethe eine Parallele zu ziehen, dem er zwar eine

außerordentliche Verehrung zollt, aber, und hierin ist wieder jungdeutscher Einfluß erkennbar, beständig den „Geheimrat und Minister", der erhaben über den Leiden seiner Volksgenossen thront, vorwirft — und diese Parallele fällt bedenklich zu Tiecks Gunsten aus. . . .

In „Auferstehung" sieht er im Geiste des Mittelalters schönste Tage erneut . . . Den „arabischen Meister", der, seine Kunst nordischer Natur ablauschend, die Giauren Kirchen bauen lehrt, packt wilder Zweifel an der untrüglichen Wahrheit seines Glaubens: im Sonnenbrande Afrikas sucht er Läuterung durch fromme Askese . . . Abt Vogler, der berühmte Lehrer Webers, brachte einst, auf einer Wanderung den Hohenasperg besuchend, dem unglücklichen Schubart Trost durch sein meisterhaftes Orgelspiel. In trefflichen Terzinen — ein Versmaß, das Hartmann hier zum erstenmale anwendet — schildert er diese merkwürdige Zusammenkunft, aus der Schubart neue Zukunftshoffnung schöpfen durfte, und alle Abschattungen seiner von Erstaunen, Gleichmut zu neuer Lebensfreude erwachenden Stimmung. Muten uns der „arabische Meister" und die „Auferstehung" durch ihren Gegenstand schon ganz romantisch an, so kommt das noch mehr in einigen Gedichten zum Ausdruck, die, wohl durch eine der vielen Nachlässigkeiten des Redakteurs, über die sich in den Briefen manche ungeduldige Beschwerde findet, sich in „Ost und West" nicht finden, sondern erst nach vielen Jahren, als die Zeitschrift einging, zum Vorschein kamen. Sie sind bis heute noch ungedruckt. Nur die markantesten Titel seien angeführt: „Blondels Lied", aus dem Balladen-Zyklus „Richard und Saladin", dem sicherlich auch das Gedicht „Saladin" angehörte. Bis zu welchem Umfange dieser Zyklus gediehen war, läßt sich nicht feststellen. Während sich in „Ormuzd und Ahriman" vielleicht eine Einwirkung der Bekanntschaft mit Hammer-Purgstall konstatieren ließe, geht das von Hartmann selbst als „Versuch" bezeichnete „Lied der Zigeuner" gewiß auf Lenauschen Einfluß zurück. Ferner schrieb er damals noch an einem anderen Zyklus: „Winterlieder".

Außer in der Prager Libussa, hat seine Lyrik noch in verschiedenen Wiener Almanachen Aufnahme gefunden. Man kann kaum einen Vorwand erdenken, der damals nicht zur Herausgabe eines Almanachs benutzt worden wäre. Feuersbrunst und Wassersnot, Unterstützung notleidender Witwen und Waisen, Errichtung von Stiftungen und Denkmälern, alles mußte dieser Industrie dienstbar sein. Der p. t. Herausgeber, der auf diese

Weise den modischen Wohltätigkeitsbestrebungen sich dienstbar machte und dadurch selbst für eine Zeit in Mode kam (was natürlich ein willkommener Nebenzweck war), trieb seine Beiträge unter den Schriftstellern mit dem Klingelbeutel ein: das ganze ward dann auf Subskription herausgegeben. Willkommene Gelegenheit, in den Salons und auf den Jours hausieren zu gehen; und wie erfreulich war es auch und wie tröstlich mußte es den Notleidenden in die Ohren klingen, wenn sie hörten, Ihre Exzellenz habe geruht, für zwei Exemplare zu unterzeichnen .... Auch Hartmann konnte sich diesen edlen Regungen nicht entziehen. Eine ganze Reihe solcher Wohltätigkeitsalmanache mußte er mit seinen Gedichten unterstützen, wollte er auf die auf dem Wiener Parnaß errungene Stellung nicht verzichten. So finden wir seinen Namen im „Album der Wohltätigkeit" von 1842, so im „Album aus Österreich ob der Enns" 1843, das „bei Gelegenheit des 1841 abgebrannten Spital" herausgegeben ward, so später im „Album zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten". Und in wie viel anderen noch mußte er solche literarische Zwangsarbeit leisten, von denen uns heute kaum mehr der Titel erhalten ist? Und wenn er gab, so spendete er das Beste, was er hatte, wie z. B. den „Adlerkönig", diese romantische Ballade von Uhlandschem Stil, auf die er selbst ganz stolz war und von der er eine so sonderbare Entstehungsgeschichte erzählt, wie er sie einmal um Mitternacht, jach aus einem Traume auffahrend, in halb visionärem Zustande aufs Papier geworfen.

Um diese Zeit stand er überhaupt stark unter dem Einflusse Uhlands, wenn er sich auch nicht von dem gewaltigeren Lenaus frei machen konnte: für beides legen seine Briefe an Meißner und die Gedichte, die er ihm darin mitteilt, Zeugnis ab. Lieder wie „Die Kronwerber" tragen ganz den Stempel Uhlandschen Geistes. Und diese geistige Verwandtschaft mit beiden, ohne die ja eine tiefer wirkende Beeinflussuung undenkbar und unmöglich ist, erklärt uns auch das auffallende musikalische Element, welches die Lyrik Hartmanns birgt. Unbemerkt blieb dies schon damals nicht; später aber sollte diese seinem Talente innewohnende Kraft noch schönere Blüten treiben. So kam es, daß die 1841 von August Schmidt ins Leben gerufene „Allgemeine Wiener Musikzeitung", in der Jul. Becher, mit dem Hartmann bald vertraute Freundschaft schloß, mit musikwissenschaftlichen Aufsätzen und Kritiken hervortrat, ein Lied von ihm, das sie zum Abdruck brachte, besonders „zur Kom-

position empfehlen" konnte. (März 1841.) Es führt den bezeichnenden Titel: „Lieder ohne Worte" und ist eigentlich viel weniger dazu qualifiziert, als manches andere, das er in jener Zeit schrieb. Karl Ziegler gab im selben Jahre unter dem Pseudonym Carlopago ein „österreichisches Odeon" heraus, das er anscheinend zu einer Art Wiener Musenalmanach heranzubilden strebte, das aber schon nach wenigen hoffnungsvollen Ansätzen erlosch. Dieses Odeon nun brachte in seinem zweiten Heft einige Dichtungen Hartmanns, die Terzinen „Lope de Vega", die an Wucht und epischer Stärke in ihrer Herbheit den weicheren „Abt Vogler" noch übertrafen, und den romantischen „Tod der Nixe", von dem die Musikzeitung sagt, daß „es sich zur Komposition eigne, nur gehöre zu ähnlichen Vorwürfen das Talent eines Schubert oder Löwe". Hartmann hatte nicht das Glück, mit einem Meister von dieser Bedeutung vertrauteren Verkehr zu pflegen. Die dii minorum gentium aber, die kleineren Geister, wurden auf ihn aufmerksam, und so war seine Freude nicht gering, als er eines Tages Freund Meißner die Mitteilung machen konnte, Josef Dessauer, „der musikalische Lenau", vertone eine Reihe seiner Lieder, Emil Pittl, über dessen nicht erfolglose Versuche als Opernkomponist Meißner in seinen Erinnerungen getreulich berichtet, richte einen eben von ihm vollendeten Andreas Hofer, „für fünfzigstimmigen (!) Männerchor" ein. Und doch fehlte nicht viel, daß ihm auch in dieser Richtung Hohes gelungen wäre. Er selbst durfte es hoffen, als er durch Vermittlung Ottilie von Goethes, die, während sie in Wien lebte, an den neuen Erscheinungen und Regungen der Literatur warm Anteil nahm, und in deren Hause zu verkehren er als nicht geringe Auszeichnung empfinden mußte, mit Felix Mendelssohn in Verbindung trat, dem er den Text zu einer Oper, Sakontala liefern sollte. Er hätte zu diesem Zwecke nach Berlin gehen müssen und war auch mit tausend Freuden bereit, Wien zu verlassen, dessen er schon überdrüssig geworden war und dessen politische Fesseln, die eine Entwicklung des Geisteslebens in seinem Sinne unmöglich machten, er drückend empfand. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen wieder, noch ehe man zu einem bestimmten Resultate gelangen konnte.

Doch weiter noch, als alles, was er damals ausführte, schweiften seine Pläne und seine Gedanken, zu größeren Zielen, als ihn die Unstetigkeit seines späteren Lebens je erreichen ließ, höher als der täglich sich erneuende Kampf um die Existenz seinem Geiste sich aufzuschwingen erlaubte. . . Diese Pläne, über

die er Meißner niemals zu unterrichten verfehlte, verdanken alle demselben Überschäumen und brausenden Ungestüm ihre Entstehung, die so viele Gedichte jener Epoche auszeichnen, welche ein ruhiges Ausreifen der Form nicht vermissen lassen, aber doch mehr inneres Feuer verraten, als vieles, was die spätere Zeit hervorbrachte. Doch die Glut, in der er sie erfaßte, erkaltete bald, zu einer prüfenden, sorglich wägenden Detailausführung ist es bei keinem gekommen: sie wurden in der seelischen Depression, die dem Hochgefühle des ersten Momentes folgte, vernichtet, um bei einer neuen Erhebung einem anderen Platz zu machen, den auch kein besseres Schicksal traf. — Und mehr noch, als in den kleineren Dichtungen, läßt sich in diesen Plänen romantische Anschauung und romantisches Empfinden erkennen. Diese Pläne nehmen ihn ganz ein, füllen sein ganzes Denken in einer Weise aus, die ihn oft in einen fast krankhaften Zustand versetzt. „Fünf große Stoffe rumoren mir im Kopfe und haben mich die letzten Tage abwechselnd so eingenommen, daß ich vorvorgestern nachmittags, nach langem Denken in eine fast dreistündige Bewußtlosigkeit fiel! gänzliche, dumpfe Bewußtlosigkeit. Bei Gott! Darum habe ich mich die letzten Tage etwas geschont und nichts gemacht, heute habe ich wieder angefangen. — Mich beschäftigt nämlich vor allem jetzt ein großes Werk, und zwar ein episches: es ist die poesievolle Geschichte des ganzen Arpadschen Herrscherhauses. Altmythologische Kraft, wunderbare christliche Romantik und Heranbildung zu einem freyen Staate sind die drei Hauptteile der Geschichte und so hab' ich es aufgefaßt. Die ersten zwei Teile in kühnen Strichen wie der Adlerkönig muß wahrhaft großartig werden und voll Poesie und Phantastischem." Hammer-Purgstalls Bibliothek stand ihm zu den Quellenarbeiten zur Verfügung, und Majlaths ungarische Geschichte hatte ihm die Anregung geboten. Dies ist wohl das Werk, von dem er schreibt: „Hirschl und alle wackern Magyaren sollen daran ihre Freude haben." Der Plan ist noch recht unklar und scheint ebenso „in einem halbsomnambulen Zustand aufs Papier improvisiert" zu sein, wie er es von anderen erzählt. Auf alle Fälle gedieh er in der Ausführung nicht über die ersten Stadien hinaus. Wenn der Siegesgewisse auch meint: „Das ganze lebt schon vor mir." — „Das Lied von den Arpaden von Moritz H. — Ha!" — Die nähere Bekanntschaft mit der ungarischen Geschichte führte ihm einen anderen Stoff zu, an dem er sich nicht weniger begeistert: Die Episode des Grafen Wessheleny. Er spricht sich über Auffassung und Ausführung hier nicht weiter

aus. Jedenfalls aber war es das Schicksal des Palatins Franz Wessheleny, das ihn zur epischen Bearbeitung reizte. Dies ist derselbe, welcher, einer der einflußreichste nunter seinen Standesgenossen, einer der Hauptteilnehmer an jener Verschwörung gegen die österreichische Oberherrschaft war, bei der die Zriny und Frangipan Leben und Güter verloren. Er selbst entg ng einem gleich tragischen Geschick, in das ihn Ehrgeiz und Unabhängigkeitsdrang unaufhaltsam mit fortrissen, nur durch seinen frühen Tod. . . Hartmann berechnete dieses epische Gedicht auf etwa 500 Verse, von denen schon ein großer Teil vollendet scheint: es ist nicht einer erhalten. Und doch schrieb er im Vollgefühl, daß ihm diesmal der große Wurf gelungen sei: „Die beiden Ungarn, Szarvady und Schlesinger sollen sich freuen: einem von ihnen widme ich meinen Wessheleny."

Bei dieser Fülle von Ideen, die ihm den Kopf zu sprengen drohen, bei seiner unerschöpflichen Arbeitslust ist es wohl kein Wunder, daß er seine Kraft und seine Fähigkeiten gelegentlich überschätzte. Immer hatte er eine Leidenschaft fürs Theater besessen; ein Theaterbesuch war ihm schon in Prag die höchste Wonne, und unter den beschränkten Verhältnissen, in denen er gelebt, hatte er sich's vom Munde abgespart, um seinem heißen Drange folgen zu können. Wie er ja später auch an die Lutzer schreibt, als sie Frau Dingelstedt wurde:

Ich kenne dich vom großen Tag,
Ich, der Gymnasiast von Prag;
Ich ließ aus meinen armen Taschen
Frivol nicht einen Kreuzer geh'n:
Um dich am sieb'ten Tag zu seh'n,
Ließ ich durch sechse alles Naschen.
Da saß ich dann im Paradies
(Manchmal auch gratis, denn es ließ
Der alte Strobel durch mich schlüpfen).
Im Paradies — bei Gott, da war's —
Denn alles Glück des zwölften Jahr's
Fühlt' ich in meiner Seele hüpfen*) . . .

Und mit gleicher Kraft, wie die Oper, lockte ihn das Schauspiel an . . . Als er nach Wien kam, dieser Theaterstadt par excellence, wo der Theaterbesuch zur Pflicht und zum be-

*) Dies fiel also noch in die Zeit seines ersten Prager Aufenthalts.

ständigen Gesprächsthema wurde, ward dieser Zug in ihm noch stärker. Er war ein ständiger Gast des Burgtheaters, und Anschütz mag wenig wärmere Verehrer gezählt haben, als ihn. Und doch konnte er keine volle Befriedigung finden. Denn was halfen selbst ideale schauspielerische Kräfte, wenn es um das Repertoir so elend bestellt war? Dies charakterisiert am treffendsten ein Vers Bauernfelds in seinem poetischen Tagebuche: „Die alten Schmöker, halb verschimmelt, auch ein paar Klassiker arg verstümmelt, von Übersetzungen ein Strauß, das ist der ganze Geistesschmaus fürs karg besetzte, düstre Haus“ — so war das Burgtheater unter der Leitung Franz von Holbeins. Das Junge Deutschland war zu Beginn der vierziger Jahre noch in Acht und Bann getan mitsamt seinen Produkten, wenn auch einzelne der zahmeren Stücke Gutzkows, natürlich in entsprechender Zurichtung, bereits über die Bretter des Burgtheaters gehen durften. Wenige Jahre später änderte sich das allerdings. Damals aber bildeten, neben ganz geringen Zusätzen von Grillparzer, Halm und Bauernfeld, die Haupt- und Staatsaktionen Raupachs und der Weißenthurn, die als ehemalige Hofburgschauspielerin einen unbeschränkten Einfluß auf die Bühne und ihren Direktor ausübte, und die sich allerdings auf Theatercoups und Knalleffekte trefflich verstand, den Hauptteil des Spielplans. Die Herrschaft dieser nicht einmal goldenen Mittelmäßigkeit mußte den Strebsamen zum Wettbewerb herausfordern. Er war von der Überzeugung durchdrungen, daß es ihm eine Kleinigkeit sei, sie aus dem Sattel zu heben, sie „unschädlich zu machen“. So kam er von der epischen zur dramatischen Produktion und schrieb Stücke „fürs Burgtheater“. Meißner war ihm auch hier mit dem guten Beispiel vorangegangen und dichtete eine Renaissancetragödie, „Luigia Strozzi“, voll feuriger Sentenzen, politischer und sozialer Pointen und Seitenhiebe, die natürlich auch nie ein Ende finden konnte. Hartmann stellt sich neben ihn mit einer „Beatrice“. „Fertig habe ich sie in meinem Kopfe, kann mich aber nicht entschließen, hinzusitzen und eine Szene zu schreiben, obwohl das Ganze, wenn es gelingt, göttlich werden muß. Ein Teufel plagt mich mit Unruhe und ich kann nicht dahin kommen, etwas zu schreiben.“ So theilte Beatrice das Schicksal ihrer Schwester Luigia. Einer anderen Tragödie Meißners, Imperia, für die er als Quelle Roscoes Geschichte Leos X. angibt, erging es nicht besser, obwohl Hartmann versprach, sich alle Mühe zu geben und alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die „Cortisana Romana“ auf diese Bühne zu bringen.

Eine weitere Stelle ihres Briefwechsels zeigt Meißners literarischen Einfluß auf den gleichaltrigen Freund noch deutlicher. Nach dieser scheint auch Hartmann noch einen zweiten Renaissancestoff bearbeitet zu haben, der mit der „Imperia" auffallende Züge gemein hatte. „Eine Tragödie ist entworfen, eine prächtige — ich denke immer ans Burgtheater dabei, aber eine Cortisana Italiana, die immer als Ritter auftritt, wird schwerlich über seine Bretter schreiten dürfen und für die Reden einer Hohenstaufin ist es nicht akustisch genug gebaut." Nun, er ist nicht dazu gekommen, die „Akustik" dieses oder irgend eines Theaters damit zu erproben.

Gleichzeitig mit dem erwähnten mirakulösen Arpadenlied ist auch „die Szenenfolge zu einem römischen Lustspiele ganz fertig". „Ist zwar nichts Großartiges", doch ist er gleich in seinem grenzenlosen Optimismus felsenfest der Überzeugung, daß es „einiger sehr komischer Szenen wegen viel volle Häuser machen muß". Bald darauf läßt er den Plan samt seinen sehr komischen Szenen und den verlockenden Aussichten auf „viel volle Häuser" fallen, ohne sich überhaupt noch weiter darum zu kümmern. Die Verirrung ins Altertum mag ein Ausfluß rasch vorübergehender Einwirkung der Lektüre der klassischen Lustspiele gewesen sein . . . Viel länger hält ihn jener merkwürdige Mystizismus in seinen Banden, der ihn dem Arpadenstoff zugeführt, welchem er eine so sonderbar mysterienhafte Ausdeutung gegeben hatte. Er schreibt im selben Briefe, in dem er Meißner die eben erwähnten Pläne auseinandersetzt, von einem neuen großen Gedicht, das ihn aufs Lebhafteste zu beschäftigen scheint: „Ferner läßt mich jetzt auch ein episch-dramatisches Gedicht aus Alexanders sagenhaftem Leben nicht in Ruh! Der Gedanke ist tief, die Sage wunderschön, die Hauptpersonen Alexander, Aristoteles, Chidder und eine Tochter Darius, — die Behandlung des Lenauschen Faustes". Hiermit sind aber die Andeutungen über den „tiefen Gedanken" und seine epische Gestaltung erschöpft, das Gedicht scheint ihm doch, wider Erwarten, bald „in Ruh" gelassen zu haben. Doch ist es gewiß für seine damalige Geistesrichtung und ihre Regungen höchst charakteristisch, daß er sich immer wieder zu derartigen Stoffen unwiderstehlich hingezogen fühlt, daß er, der die Höhe der Entwicklung noch nicht erklommen, unablässig nach einem Werke strebt und ringt, in dem er die ewigen Probleme der Menschheit poetisch zu erklären sucht. Es ist nur natürlich, daß er auf diesem Wege, durch Lenaus großes

Vorbild angespornt, zu dem Stoffe kam, der in der deutschen Literatur der Problemstoff par excellence ist, und zu dessen Bearbeitung sich jeder fast gedrängt fühlte, der glaubte, etwas über diese Probleme sagen zu müssen und zu können: zum Faust. So konnte er 1842 im April an Meißner schreiben: „Ein großartiges Drama, das ich nach Erscheinung meiner Gedichte schreiben werde und das in Berlin meine Hauptbeschäftigung sein soll, gefällt im Plane allen außerordentlich. Frankl hat gestaunt und hätte mir das nie zugetraut. — Der Prolog, der ein Ganzes für sich ist, soll als Anhang mit meinen Gedichten erscheinen. — Es ist ein Anti-Faust und stellt die gefallene Menschheit in ihrer Erhebung dar. Der höchste Tyrann und der niedrigste Sklave sind die Repräsentanten, die Handlung ist eine dreifache, neben einander fortlaufende. — Die Teufel werden durch Engel ersetzt. Ihre Besprechung über die Rettung des Menschen und über alles, was ihn niederdrückt und entwürdigt, bildet den Prolog". Leider schneidet die gleich darauf folgende Bemerkung: „In Prag oder in Karlsbad beim Freundschaftssaal werde ich Dir Alles auseinandersetzen" eine weitere Erörterung kurz ab. So tappen wir, da keine Zeile des angefangenen Werkes auch nicht die geringste andere Äußerung darüber uns erhalten ist, trotz dieser Skizze noch recht im Dunkeln. Übrigens mag bei ihrer Unklarheit und Flüchtigkeit die Meinung nicht unberechtigt erscheinen, der junge Autor Stürmer sei über das Ganze sich selbst noch nicht klar geworden . . . . Noch ein Plan ist uns aus jener Zeit innerer Bilderjagd in den Briefen erwähnt, der eines historischen Dramas, zu dem er umfangreiche Vorstudien machte, das er aber im Zwange der auf ihn eindrängenden neuen Eindrücke bald schon fallen gelassen zu haben scheint. Hier wird uns gar nur der Titel genannt: „Thankmar", mit der beiläufigen Notiz, daß er dazu viel Geschichte studiere und ihn schon „bis auf Kleinigkeiten" entworfen habe. Doch genügt diesmal gerade der Titel, um uns eine ungefähre Vorstellung davon zu machen, jedenfalls eine deutlichere, als von den vorher erwähnten Plänen, trotz den mehr oder weniger unvollständigen Schilderungen und Inhaltsangaben. Der Stoff hat manche dem „Wessheleny" verwandte Eigenschaft. Hier wie dort Kampf des Einzelnen gegen die Staatsgewalt, hier wie dort Schilderung eines Versuchs, vermeinte oder tatsächliche Ungerechtigkeit und empfundene Härte abzuwehren. Doch während im „Wessheleny" das nationale Motiv vorwiegt, ist

im „Thankmar" das rein-individuelle maßgeblich. Thankmar, der Halbbruder des deutschen Kaisers Otto I., ist schon von seinem Vater Heinrich zurückgesetzt worden. Seine Mutter war infolge geistlicher Intriguen von ihrem Gatten, der selbst schon nach einer für seine Hausmacht vorteilhafteren Verbindung aussah, verstoßen. Seine Erbgüter zog der König für sich ein. Als nun nach dem Tode Heinrichs (936) nur die Kinder zweiter Ehe als erbberechtigt nachfolgen, auch die bedeutenden Güter eines nahen Verwandten, auf die Thankmar berechtigte Ansprüche hatte, von seinem Halbbruder, dem neuen König, eingezogen werden, schwindet dem Ehrgeizigen jede Hoffnung, sein Streben, unter den Großen des Reiches die ihm gebührende Stellung einzunehmen, erfüllt zu sehen. So wandelt sich seine Erbitterung in offene Empörung. Dem gegen den König, welcher durch Beschränkung der stammesfürstlichen Sondersouveränitäten das Reich wider die an allen Grenzen auftretenden Feinde einen und stärken will, sich empörenden Herzog Eberhard schließt er sich an. Im Anfang siegreich, wird er, als Otto selbst gegen ihn zu Felde zieht, von seinen Anhängern verlassen. Sein Stützpunkt, die Feste Eresburg, fällt in Ottos Hände. Als jeder Kampf aussichtslos wird, flüchtet er in die offene Kirche. Am Altar wird der Schutzsuchende erschlagen. In dieser Nichtachtung der Staatsidee, in dem Nichtbegreifen der Notwendigkeit, daß in einer Zeit, die Sicherheit und Existenz des Reiches in Frage stellt, sich der Einzelne mit all seinen Interessen dem großen Zwecke der Gesamtheit und ihrem Vertreter unterordnen muß, liegt seine tragische Schuld: ein ähnliches Problem, wie es, mutatis mutandis, Ibsen in seinen Kronprätendenten später zu so großartiger Ausgestaltung brachte.

Es ist an der Zeit, hier etwas lange Versäumtes nachzutragen. Wie gestaltete sich in dieser Periode so reicher poetischer Entwürfe, während dieses plötzlichen Treibhaus-ähnlichen Emporwucherns seiner dichterischen Fähigkeiten, Hartmanns äußere Existenz? Wir haben gesehen, wie einsam er sich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt fühlte. Auch dessen, daß sich diese Stimmung und Lage bald änderte, als er sich an Frankl anschloß und durch dessen herzliche Anteilnahme in seinen Kreisen freundliche Aufnahme und rasche Geltung fand, ist schon gedacht worden. „Bei Frankl bin ich sozusagen zu Hause. Er verehrt mich, gibt sich alle mögliche Mühe, mir zu nützen, und hat die Anwesenheit des „talentvollen jungen Dichters" bei Gelegenheit der Erscheinung meines Gedichtes allen Wienern in

einer großen feierlichen Note verkünden wollen, was ich mir aber des Lächerlichen halber verbeten habe". (September 1840). Durch Frankl ward er so mit allen Größen des Wiener Parnasses bekannt; doch blieb ihm nicht lange verborgen, wie wenig meist an dieser Größe, die ihm in der Perspektive von Prag so respekteinflößend vorgekommen, echt, wie vieles nur gemacht war, äußerer Aufputz, Dekoration armseliger Eitelkeiten. Nur einer blieb auch in der Nähe wirklich der, der er aus der Ferne geschienen, ihm folgt er von jetzt an mit einer inbrünstigen Verehrung. Es ist Lenau. Ihm Freund zu werden, war wohl das Größte und Schönste, das ihm in und durch Wien begegnen konnte. Er selbst empfand es so.

Meißner war von einer großen Reise zurückgekehrt, die ihn durch einen Teil Tirols, nach München und Nürnberg geführt hatte. Ein erinnerungsreicher und hoffnunggeschwellter Brief ging natürlich aus Prag an Hartmann ab, der ihn sofort mit all' den Einwirkungen und neuen Ansätzen, die sie in dem Freunde hervorgebracht, vertraut macht. „Ich weiß, wie sehr diese Reise auf dich eingewirkt, und denke dich mir wieder um einen großen Schritt weiter! — ! Aber sey nicht stolz! auch ich bin weiter, und ich kann dir etwas in die Schale werfen, was einen halben Cornelius aufwiegt, und ein Teil der deutschen Walhalla und Skaldenhimmels ausmacht – Ich habe Lenau kennen gelernt. — Bei Gott, das ist ein Poet, der alle Verehrung verdient, mit welcher ihn Moritz Hartmann verfolgte, seitdem er das erste Gedicht von ihm gelesen! — Da ist nichts Erlogenes. Er war mir noch nicht aufgeführt, und ich wußte, daß Lenau vor mir stand, vielleicht auch, wenn ich nicht sein Porträt gesehen hätte. — Ich ging mit Frankl spazieren und erzählte ihm von Isidor, Friedrich und Alfred, als uns ein Mann entgegenkam, nicht groß, aber kernig, buschigen Schnurrbart, schwarzes mit grauem untermischtes Haar, tiefdunkel wie ein Gruftlicht leuchtendes Auge, ein Gesicht, von Lenauscher Wehmut umnebelt, mit einem Ausdruck von ungeheurer Manneskraft. Wie er so durch die Gassen ging, tief gehüllt in seinen Makingthos (!), sah man es ihm an, wie er ein Einsamer sey, mitten in diesem Gedränge. — Frankl führte mich ihm auf: er kannte mich und war sehr freundlich gegen mich. Wir gingen mit ihm auf der Bastei spazieren und nach diesem Spaziergang war ich einige Tage ganz exaltiert. — Schade, daß er als Hypochonder so ganz und gar nicht zugänglich ist. — Er erzählte uns unter anderem von der vierten Auflage seiner Gedichte,

der zweiten seines Faust, den er, wie er schmunzelnd versicherte, mit manchem Schönen vergrößerte" . . . Nachdem so der Anfang einmal gemacht war, gestaltete sich das Verhältnis Hartmanns zu Lenau immer freundlicher, ja fast freundschaftlich. Nur wenige Tage vergehen, an denen er Meißner nicht ein neues Zeugnis seiner Verehrung für den Meister oder seines Verkehres mit ihm zuzusenden weiß. Anfang Dezember kann er schon an Bach schreiben: „Heute war ich zweimal bei Lenau", und, da er ihn nicht antraf, am folgenden Tage wieder: „Eben komme ich von Lenau, ich fand ihn noch in Unterhosen und Schlafrock, in den Händen die Fiedel strich er diese meisterhaft wie ein Zigeuner. Er grüßt dich vielemal, und wird dir nächstens schreiben. — Die Ursache daß es noch nicht geschehen, ist, daß erstens das Buch*) lange von den Buchhändlern ist aufgehalten worden, zweitens war er, als es heuer im Sommer ankam, verreist. Er sprach von dir als von einem „schönen, sehr schönen Talent" und lächelte dabei unnachahmlich gutmütig. Ich versichere dich, Freund, Lenau hat Augen, daß einen eine wehmütige, liebende Sehnsucht ergreift, wenn man darein schaut. Ich machte mir jetzt Vorwürfe darüber, daß ich jetzt seit zwei Tagen ein herrliches, wohleingerichtetes Zimmer bewohne, während Lenau in einem halb so großen, düsteren Stübchen seine Geige streicht und „Ulrich von Hutten" schreibt. Er tut es zwar nicht aus Ökonomie, sondern bloß, um bei seinem reichen Freunde Max Löwenthal zu wohnen, der mit seiner Frau gleich neben ihm fürstlich eingerichtete Zimmer bewohnt, während Lenau in einem vier Ellen breiten, vier Ellen langen Zimmer steckt, wo Bett, Tisch, Kasten, Bücherschrank etc. alles aufeinander gestappelt. — Wenn du nach Wien kommst, mußt du ihn besuchen." . . . Von dem merkwürdigen, Nerven und Geist zermürbenden Verhältniss Lenaus zur Frau seines Freundes, der Schwester seines Jugendfreundes Kleyle, scheint Hartmann, damals wenigstens, keine Ahnung gehabt zu haben.

Natürlich konnte von einem intimen Verkehr, wie Hartmann ihn mit Meißner pflegte, mit Lenau, der ja damals den Zenith des Lebens schon überschritten hatte, nicht die Rede sein. „Besuchen kann man ihn nicht, denn er liebt Besuche nicht; auch wo sollte mir Gelegenheit kommen zu ihm zu gehen? und unter uns kleinem Volke treibt er sich, wie billig, nicht herum." Seine Verehrung für Lenau steigt ins Unbegrenzte: je

*) Bach hatte ihm offenbar seine Sensitiven gesandt.

naher er ihn kennen lernt, umsomehr findet er, daß der Dichter dem Idealbild entspricht, das er sich nach seinen Gedichten von ihm entworfen. Und über viele Not und manche kummervolle Stunde hilft es ihm hinweg, wenn er dann wieder einmal an Meißner schreiben kann: „Lenau hat mich sehr freundschaftlich zu sich eingeladen und herzlich, innig, ja für mich höchst schmeichelhaft empfangen. Ich fühlte eine unendliche heilige Weihe, da er mir aus dem Bette, neben welchem ich bei ihm saß, mehreremale die Hand reichte und mit Lenauscher liebevoller Freundschaft die meine drückte; wenigstens achtmal, so oft ich etwas sagte, das ihm gefiel. Besonders war er über meine Liebe zu J. Kerner höchst erfreut und machte mir die herrlichste, poetischste Schilderung von dessen wunderbarem Charakter. Er sprach mir außerdem mit vieler Achtung von dem biedern Charakter der beiden Pfitzer und der Größe Schellings, den er beständig studiert. — Franz Bader (!), den er kannte, nannte er einen unergründlichen Theosophen, den man erst verstehen wird . . . Nichts fand ich von all der Hypochondrie und dem Abstoßenden, von dem die Wiener erzählen. Daß er den elenden Wiener Poeten gegenüber abstoßend und im Zeitenjammer, der ihn schmerzt, oft melancholisch ist, wie natürlich ist das! — Und muß es nicht jeder, auch der Lebensfrohste, nur mit ein Wenig Poesie und Weltliebe sein? — Er lud mich ein, ihn oft zu besuchen und „Poesien" mitzubringen, auch merkte er sich meine Adresse und sagte, er wolle einmal zu mir kommen. Nun, das soll mein schönster Tag sein und ich will die Spelunke nicht verlassen, so lange ich in Wien bin. Nächstens geh ich wieder zu ihm und da will ich von den Pragern erzählen und meinem blonden Freunde, dem einen von der heiligen Trynitas, meinem Idole" . . .

Zu den kleineren Gestirnen des Wiener Litteraturhimmels, die er in jener Zeit kennen lernte, gehörte auch der elf Jahre ältere Heinrich von Levitschnigg, der ihn anfänglich durch seine rauhen Manieren abstieß, dann aber durch seine merkwürdigen Erlebnisse anzog. Wie er überhaupt schon früh Neigung zur orientalischen Litteratur besaß, zeigen seine Dichtungen orientalischen Schwung und Bilderpracht, die oft bis zur Verstiegenheit geht. Zu einem intimeren Verkehr scheint es aber zwischen den Beiden nicht gekommen zu sein, wie denn Hartmann von dem älteren Wiener Dichterkreise überhaupt nur mit Frankl und Lenau vertraut ward.

Der freundliche Zuspruch Lenaus war ihm Stab und Stütze, die ihn aufrecht erhielten, wenn er in wirklichen und eingebildeten

Sorgen verzagen wollte: sein Lob gab ihm neues Selbstvertrauen, wenn er an seinen eigenen Fähigkeiten verzweifelte. Denn an solchen Momenten fehlte es nicht, in denen er Gedichte und Ausarbeitungen verbrannte, alles Versemachen abschwor — er würde es darin ja doch nie zu etwas bringen — und sich auf den Appeltauer und Lichtenfels, die staatlich approbierten Lehrbücher der Mathematik und Philosophie, die „alles auf seinem Schreibtische mit einem dumpfen Modergeruch erfüllten", gänzlich zu konzentrieren — sich vornahm. Wenn Meißner ihm dann von seinen neuesten Erfolgen schreibt, Gedichte schickt und den Freund auffordert, seine Meinung zu äußern, tut es dieser mit demselben Überschwang, der ihn die eigene Lage momentan in den schwärzesten Farben sehen läßt: so fährt er auf demselben Blatt, in dem er von seiner „göttlichen" Beatrice spricht, — denn für seine eigenen Pläne ist er stets sehr eingenommen, ja er bildet sich, so lange er selbst an die Möglichkeit einer Vollendung glaubt, nicht wenig auf sie ein, — — im Tone tiefster Resignation fort: „So werde ich vielleicht elend aus der Welt gehen und ein kleinlicher Band Gedichte wird der Staub sein, der von mir übrig bleibt. Du bist ein glücklicher Junge, deine Tragödie, die gewiß herrlich wird, geht mit großartigen Schritten der Vollendung entgegen. Deine Gedichte mußt du bald herausjagen, daß sie predigen, die göttlichen Jungens, ich wollte sagen die geweihten Missionäre, die hohen Priester, und mit einem kleinen Gedichte an Moritz Hartmann mußt du für meine Parasit-Unsterblichkeit sorgen, sonst qualmt der Staub der Weltgeschichte über mir zusammen und nicht einmal eine Sternschnuppe, ein ausgeschneiztes Talglicht, husch — weg bin ich, wenn ich nicht noch einmal als Bücherwurm, als Papierfresser durch die Seelenwanderung dahin gelange, mich noch nach meinem Tode von deinen sämtlichen Werken zu ernähren" . . .

Denn so wie er die eigenen Produkte im Momente des Schaffens überschätzt, um bald darauf zu resignieren, so erscheinen ihm auch Pläne und Fertiges des Freundes in übermäßiger Größe. Nach der Lektüre des Meißnerschen „Fortunio" legt er sofort die angefangenen Novellen bei Seite: so stark war der Eindruck. Und doch ist der Unterschied zwischen ihm und Hartmanns erster Jugendsünde, der „Grisette" tragischen Angedenkens, gar nicht so erheblich. Auch hier gehört das Sujet dem romantisch-jungdeutschen Stoffkreis an: Das Schwanken des genialen Helden zwischen zwei idealen Frauen, die eine gläubig, sanft, schmiegsam, die andere dämonisch, sprühend,

Hier noch die Verquickung, daß die beiden ungleichartigen Naturen Schwestern. Der Held, der nicht entscheiden kann, verläßt beide — ein weit eher lustspielartiger, als tragischer Schluß. Als Lustspiel hat Hartmann später einen ähnlichen Stoff in seinem „Buridans Esel" auch bearbeitet, dem wiederum, wie ja seine spätere dramatische Produktion überhaupt französischen Stempel und Präge trägt, Züge der Scribeschen Komödie von der bataille de dames unleugbar beigemischt sind. Meißner läßt seine Novelle tragisch ausgehen. Die jugendlichen Liebesabenteuer, die ihr zugrunde liegen, hatten ihn gerade in eine etwas weltschmerzliche Verfassung versetzt. Denn auch hier ist es ersichtlich, daß der Autor Typen und Geschehnisse des eigenen Erlebens, die er mit den bunten Fäden seiner fruchtbaren Phantasie umspinnt, festzuhalten sucht: manche der geschilderten Gestalten sind in seinen Briefen leicht wiederzuerkennen, „Fortunio" — schon der Name romantische Ironie — er selbst. Die mise-en-scène ist noch ziemlich ungeschickt und verrät ebenso wie Mangel an Übung noch geringe Welt- und Menschenkenntnis, wie denn das Ganze überhaupt sehr konstruiert und phantasiert erscheint. Und wie nahm Hartmann die Sendung des Freundes auf? Aus dem „Gehege seines genialen Stils" hat er ihn „mitten heraus erkannt." Er sei „hellenischer Natur". „Ich war diese Woche mit Kuh im Lichtensteinischen Garten, welche geniale imposante Verworrenheit und Wildheit — das nordische der Savannen und italienisches Tal, untereinander Tannen, Platanen, schwanke Stege, Goldregen, ein ganzer Rosengarten — so kam mir die Geschichte „Fortunio" vor, da erinnerte ich mich ihrer und freute mich ihrer von Herzen — wie muß sich dieser Garten im Mondschein ausnehmen — wie wird diese Novelle seyn im Sonnenschein deines keimenden Ruhmes". Vor solchem Überschwang können allerdings die eigenen begonnenen opuscula nicht bestehn, und die ganze Ladung wandert in den Ofen . . . Ähnlich geht es, nachdem er Meißners famoses Gedicht an Shelley kennen gelernt: eine lange Hymne an Shelley, von der schon nicht weniger als 47 Strophen fertig sind, wird ohne Gnade zum Scheiterhaufen verurteilt — obwohl die eine, die er mitteilt, ganz respektable Eigenschaften aufweist — und kalt lächelnd berichtet er von dem vollbrachten Autodafé. Auch diese merkwürdige unwillkürliche Parallelität der Stoffe spricht deutlich von der Wesensverwandtschaft der gleichgestimmten Jünglinge.

Der Abschied von Prag hatte ihn so bedrückt, weil er es für unmöglich gehalten, in Wien Freunde zu finden, die ihn ebenso verstünden, seine Neigungen und Hoffnungen zu teilen vermöchten, wie die er in Prag zurückließ. Er sollte aber an sich selber erfahren, daß er zu den seltenen Menschen gehöre, die sich überall, wo ihr Weg sie hinführt, wahre Freunde erwerben. So ging es ihm auch in Wien. Bald nach seiner Ankunft trat er in innige Freundschaftsbeziehung zu dem wenig älteren Mediziner Kuh, in dessen Vaterhause in Prag er schon mit Bach, Meißner und den anderen Freunden viel verkehrt hatte. Anfangs hatten sie sich sogar zusammen auf der Landstraße*) eingemietet. Saß er bei Tage viel allein „in der Spelunke oder irrte in der weiten Stadt mutterseelenallein herum" — denn Kuh war den ganzen Tag fort, im Kolleg, lernend oder „bei Stunden", lehrend — so war die Nacht lang genug zu vertrauter Aussprache. Doch nach wenigen Wochen hatte dieser Beiden lieb gewordene Zustand ein Ende. „Ich wohne nun allein, weil meine Lektionen in der Stadt es nötig machten, daß ich herein zog, auch Kuh wird bald die Landstraße verlassen und sich wahrscheinlich in die Leopoldstadt zurückziehen, um seinen Lektionen nahe zu sein." (Dezember 1840.) Doch diese Trennung ließ in ihrem Verkehr keine Unterbrechung eintreten. Auch für Kuh hat Hartmann jene schwärmerische Empfindung, die ihn uns in seinem Verhältnis zu Meißner charakterisiert. „Mich macht der Umgang mit Kuh jetzt sehr glücklich. Von ihm ließe sich sagen, das ist ein echter Mensch, und wir alle sollten uns bestreben, so zu sein. Ich brauche dir nicht erst alle Schönheiten seines Herzens, alle Lichter seines Geistes herzuzählen. Du kennst ihn ja auch, aber wahrhaftig nicht so, wie ich. Wir haben vor ungefähr einem Vierteljahr in Mißverständnissen gelebt, aber das hat sich aufgelöst, und ich hoffe, er ist so freudig in mir, wie ich in ihm. So wie ich mit Dir Rendezvous im Kaffeehause hatte, habe ich sie mit ihm im Bette. Entweder ich schlafe auf seinem Sopha oder er auf dem meinigen, und da wird die halbe Nacht durchgeplaudert, nein, ich wills nicht plaudern nennen, denn das Größte, Schönste schwebt leuchtend über uns. So neulich erst — er kam abends zu mir, wir legten uns, begannen zu sprechen und sprachen, bis es mir einfiel, zu sehen, wie spät es sein möge. Ich mache Licht und sehe es ist Fünf. Durch die Vorhänge guckt der Tag recht freundlich herein und nickt. Wir

*) Wiener Bezirk.

gingen fröhlich von einander und keiner war schläfrig." . . . Was den Inhalt dieser Unterhaltungen und Träume bildete, erfahren wir auch in einem Briefe, in dem er ihr Zusammenleben launig schildert. „Wir leben miteinander ein sonderbares Leben: zanken und lachen viel miteinander. — Ersteres, wenn er zum Beispiel, während ich frühstücke, am selben Tisch seine kotigen Stiefel abkratzt und putzt: letzteres, wenn wir, z. B. wie heute Nacht, regungslos, doch wach, in unseren Betten liegen: um Mitternacht bemerkt jeder, daß noch der andere wach ist! — Kuh, du bist noch wach? — Ja, du auch? — Natürlich! Ich hab' bis jetzt eine Rede ausgearbeitet, die ich in Gedanken als Professor der Geschichte halten würde (und nun folgt die Exposition). Darauf Kuh: Und ich habe die repräsentative Verfassung Deutschlands geordnet. (Nun die Erklärung.) Kuh: Weißt du, was wir sind? — Hartmann: Narren! — Kuh: Richtig! Lautes Gelächter, daß die alten Jungfern im Nebenzimmer erwachen und brummen. Die Glocke schlägt 1½ Uhr."

„Meine Lektionen in der Stadt!" . . . Er war noch nicht lange in Wien, als er daran denken mußte, diesen zweiten Teil seines Programmes auszuführen. Der Zehrpfennig, den ihm die sorgliche Mutter beim Abschied in die Hand gedrückt, war bald den Weg alles Geldes gegangen. So suchte er sich nun auf dieselbe Weise durchzuschlagen, die ihm früher in Prag seinen Unterhalt gewährt hatte. Und er konnte mit dem, was er fand, zufrieden sein. Er ward, nachdem sich anfangs ein anderes Engagement zu seinem großen Kummer zerschlagen, da sein neuer Herr, ein Bankier, durch eine unglückliche Börsenspekulation plötzlich sein ganzes Vermögen verlor, mit einem recht auskömmlichen Gehalt bei der Familie des reichen Bankiers Wertheimstein angestellt, als Hauslehrer, nachdem er anfangs auf den Posten eines Hofmeisters gerechnet hatte. Dieser Unterschied sollte in der ersten Zeit für ihn recht unangenehme Folgen haben. „Ich werde nämlich vierteljährlich bezahlt werden (wahrscheinlich) und so mußte ich mich so elend durchhauen, bis endlich Frankl meine Traurigkeit und mein elendes Aussehen auffiel und mir, wie er es schon einmal getan, Geld borgte. — Er ist ein sehr guter Mensch, und giebt sich alle mögliche Mühe mir zu helfen, wo er nur kann . . . Nach Hause habe ich nicht schreiben wollen, da meine Eltern wissen, daß ich gute Stunden habe und mich für liederlich gehalten hätten. Jetzt werde ich wieder essen und schreiben, denn ersteres muß leider sein und ich habe, durch zehn Tage wenigstens, nur ein-

mal des Tages um fünf Uhr abends bei Wertheimsteins gegessen, aber da ich Sonntag oben keinen Tisch habe, traf es sich auch, daß ich einmal von fünf Uhr Samstags bis fünf Uhr Montags nicht mehr als um zwei Groschen Semmel gegessen, die ich mir ausgeborgt habe. — Du mein Teurer! Der du dich bei jeder Semmel- und Kollatschenstation auf den Wege zum Freundschaftssaal (o dreimal glückliche, teure, glückreiche Zeiten, ich segne Euer Angedenken) über das Jüdische an mir ärgertest, du weißt es, wie die erzählten Umstände auf mich einwirkten und doch habe ich nie so lebhaft gefühlt, daß ich ein Dichter bin, als eben in dieser Zeit . . .“ Trotz dieser wenig versprechenden Anfänge plätscherte er bald wieder in einem Meer himmelblauer Illusionen: „Ich lebe so so . . . Ich gebe in einem der größten Häuser hier Lektion, bei H. Edler von Wertheimstein, einem Kompagnon und Faktotum Rothschilds, und ich werde oft die Ehre haben, mit seiner alle Welt umfassenden Gläubigkeit an einem Tische zu essen?!!!! — Schrecklich! — Hie Hartmann, hie Rothschild! . .“ Daran knüpft er denn die überschwänglichsten Hoffnungen.

Trotz alldem sehnt er sich stets hinaus und je weiter seine Projekte schweifen, um so verlockender erscheinen sie ihm. So macht er einmal höchst geheimnisvolle Andeutungen von Anträgen, die ihm zugegangen seien: eine Hofmeisterstelle in Venedig oder — Konstantinopel anzunehmen. Besonders aber zieht ihn Paris, die Stadt, in die ihn das zweite Jahr seiner Freiheit führen, in der er aber die gesuchte Befriedigung nicht finden sollte und die ihm später bei seinem erzwungenen Aufenthalte je länger, je mehr antipathisch wurde. Damals aber träumte er sich in einen großen Beruf hinein, zu dem er sich geboren glaubte, der große Vermittler französischer und deutscher Literatur und Kultur zu sein, die Gegensätze zwischen den beiden Nationen durch Aussäung gerechterer Erkenntnis verringernd auszugleichen — eine Rolle, der ähnlich, die damals Heine für sich okkupierte. Eine Bekanntschaft, die er bei Wertheimstein machte, will er zu diesem Ziele fruktifizieren, nach Paris gehen, dort Lektionen geben und gleichzeitig — Vorlesungen am collége de France halten — er, der kaum Zwanzigjährige! „Alle Einleitungen sind schon getroffen“, auch die Eltern von der bevorstehenden Abreise des Sohnes bereits in Kenntnis gesetzt: Acht Tage später brütet er über ein neues Lieblingsprojekt. Überhaupt will's ihm in Wien nicht recht wohl werden, immerfort schmiedet er Reisepläne. Paris, Berlin oder Leipzig sind ein beständig wieder-

kehrender Refrain seiner Briefe. „Entweder ich streiche im Sommer schon nach Paris oder ich höre nächsten Winter Schelling oder trinke Thee mit einer gewissen Dame unter den Linden, oder wenn keines von beiden geschieht, so gewiß, als du ein Dichter bist, ich bin ein Züricher Bursche. Eines von diesen dreien muß in Erfüllung gehen, ich bleibe auf keinen Fall in Österreich und hätte ich meine Sache auf Nichts gestellt".

Trotz dieses zehrenden Dranges, der oft erneuten Ausdruck erhält, sollte es noch Jahre dauern, bis er, jedes Zwanges ledig, frei von dannen ziehen konnte. Sein vierjähriger Aufenthalt in Wien wurde nur durch die üblichen Ferienheimreisen unterbrochen, die ihn auch zu Meißner nach Prag oder zu Besuch in dessen Elternhaus zu Karlsbad, wo der Vater als Badearzt lebte, führten. Einen tieferen Einschnitt in diese Wiener Jahre bildet seine italienische Reise im Sommer des Jahres 1842.

Die Hoffnungen, die ihn von Prag nach der Hauptstadt geführt, seine Niederlagen Janderaschen Angedenkens vor einem neuen Forum wieder ausgleichen zu können, haben sich nicht realisiert, sei es, daß er zu einer sogenannten Reparaturprüfung die Bewilligung nicht bekam, sei es, daß er auch diese nicht bestand. Jedenfalls waren die Prager Studienjahre verloren, gänzlich verloren, ein Umstand, der Vater Hartmanns Härte in wesentlich milderem Lichte erscheinen läßt. In seinen Augen mußte Moritz tatsächlich der verlorene Sohn sein, besonders wenn er seine reichen Geistesanlagen, die er ja auch zu schätzen verstand, in Anschlag brachte. Mit welchem Nutzen hätten die sich im Geschäft verwenden lassen, und nun kaprizierte sich dieser Dickkopf auf Studien, zu denen er offensichtlich so wenig Talent hatte!.. Von diesen Studien spricht Hartmann nur mit einer gewissen unverhohlenen Verachtung: „Meine Studien, ut ita dicam" „meine sogenannten Studien": wenn er auch die Kollegien mit gewohnter Pünktlichkeit besuchte. Und wie hatte er sich getäuscht, wenn er geglaubt hatte, auf den Gebieten seines Interesses von der Alma mater Anregungen mit nach Hause nehmen zu können. Der Gedanke an die Medizin als Lebensberuf war natürlich längst aufgegeben, obwohl ihm, nach einer Behauptung Meißners, Lenau, selbst ja ein der Wissenschaft untreu Gewordener, eifrig riet, an diesem Studium festzuhalten: „Ich werde sie wahrscheinlich nie kosten" schreibt er dem Freunde, der sich selbst so ungern nur in dieses Joch spannen ließ, dem er alle Augenblicke zu entschlüpfen strebte. Er wirft sich auf die Literatur und redet auch dem

Freunde zu, da er bei seinen Fähigkeiten auch dann kein „fruges consumere natus" sei. Deutsche Literatur — er versenkte sich damals besonders in die mittelhochdeutsche und las mit Kuh den Parsifal und Tristan, wie die Epen Hartmanns und Walthers Lyrik, an ihrer Stärke sich erquickend nach der Lektüre moderner Wiener Kraftlosigkeit und Süßelei — deutsche Literatur wurde überhaupt nicht gelehrt und Geschichte in einer Weise, die ihn von seiner Leidenschaft aufs Radikalste hätte kurieren müssen. So trieb er diese Studien ganz auf eigene Faust, ohne Methode, bald da, bald dort naschend: doch da er bei alle dem stets bei der Stange blieb und die Lücken, die eine solche Systemlosigkeit mit unausweichlicher Consequenz zur Folge hat, stets auszufüllen bestrebt war, erwarb er sich im Laufe der Zeit eine gründliche und ausgebreitete historische Bildung. Seine schon tief eingewurzelte Abneigung gegen „Apelthauer und Lichtenfels" war natürlich dabei nicht geringer geworden, und nur in einer gewissen moralischen Katerstimmung konnte er sich soweit überwinden, auch einmal einen Blick hineinzuwerfen. Bei dieser Art von Studium konnte er allerdings zufrieden sein, als er im Sommer 1842 endlich die Abschlußprüfung bestand, und er war es auch.

Nach den Strapazen, die solch ein Examen mit sich bringt, gönnt man sich gerne eine Erholung. Hartmann fühlte auch, daß er das reichlich verdient habe. Ersparnisse hatte er bei seiner Hofmeisterei im Hause Wertheimstein nicht gemacht. Frühjahr 1842 gab er seine Stellung auf. Als er nach einiger Zeit neue Abmachungen traf, bedang er sich eine Pause vor Antritt seines Postens aus, die er zu seiner Italienfahrt benützte. Auch ein Vorschuß ward ihm auf seine Bitte bereitwillig gewährt. So hatte er nun auch die Mittel in Hülle und Fülle. Denn die Summe schien im ein unerschöpflicher Schatz. Er verwendete die Sommerferien — für den Herbst hatte er sich ja schon wieder gebunden — den langersehnten Wunsch zu erfüllen. Eines schönen Tages brach er auf, zu einer Fußreise durch Oberitalien gerüstet. Das war damals schon von Polizeiwegen keine so einfache Sache. Ohne einen von sämtlichen Instanzen gestempelten, visierten, unterschriebenen Paß mußte man gewärtig sein, spätestens von Graz aus unter behördlicher Assistenz die Rückfahrt antreten zu dürfen. Und Hartmann hatte keine Spur von einem Paß. Bei der Schnelligkeit, mit der er seine Vorbereitungen zu treffen pflegte, und der schlafmützigen Langsamkeit, mit der die Behörden damals arbeiteten, hätte er

auf den Paß, den er für die Sommerreise brauchte, mit Sicherheit im Winter rechnen können. Mit einer unvergleichlichen Unverfrorenheit entschloß er sich, ohne Paß auf die Reise zu gehen. „Warum hat es eine löbliche Polizei dahingebracht, daß man sich ein ordentliches Vergnügen daraus macht, ihr eine kleine Nase zu drehen?“ Wie er den Argusaugen des diensttuenden Kontrolleurs entging, in Graz, nach einer Standpauke des Gouverneurs, der ihn zu schleuniger Umkehr bereden wollte — Fürsprache eines Freundes hatte ihm Straflosigkeit ausgewirkt — sich gerade dadurch, daß er sich auf den Gouverneur berief, ein korrektes Visum seines Heimatscheines — der eigentlich nur in Böhmen Geltung hatte — zu verschaffen wußte; wie er sich an der Wirtstafel in Adelsberg mit den maßgebenden Beamten anzufreunden wußte, in Triest, wo er in Gesellschaft wandernder Studenten einrückte, in Mailand der Polizei, die ihn durchaus auf einem Wege zurückschicken wollte, der ihm nicht paßte, ein Schnippchen schlug — und wie er so allen Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz ungehindert überallhin kam, wohin sein Herz ihn zog, das alles beschrieb er später mit übermütiger Laune in seinem köstlichen „Wanderbuch eines paßlos Reisenden“.

Venedig und der Comersee waren „die beiden schönsten Ziele, die er sich gesteckt“. Doch führte ihn sein Weg durch ganz Oberitalien, Padua, Vicenza, Verona, Breszia, Bergamo, Mailand durchstreifte er, überall das Schöne mit vollen Zügen genießend. Schon in Wien war er ein eifriger Gast der Gemäldegalerien gewesen, hatte stundenlang im Lichtenstein'schen Palais oder vor dem Canovaschen Christinengrabmal geweilt. Hier fand er sich seinen Idealen näher, das Leben reich an farbiger Pracht, wie er es geträumt, wenn er das Wort Italien sehnsüchtig ausgesprochen. Auch die alte, neuerwachende Abenteuerlust blieb nicht unbefriedigt. In dieser Zeit spielt die Venezianer Geschichte „Das Nessuskleid“, eine andere, die er später in den Grenzboten erzählte, versetzt uns nach Mailand. Wie vielen anderen Zerinas und Zanettas mag er aber noch auf seinem Wege begegnet sein?

Nachdem er von Italien genug gekostet, durchzog er, ohne sich um Polizeiverbote zu kümmern, die Schweiz, wo er in Zürich, das ihn schon lange angezogen, Bekanntschaft mit dem dortigen Burschenleben machte, und einer Vorlesung Okens beiwohnte. In welchem Lichte mögen ihm dabei seine Erfahrungen in Prag und Wien erschienen sein! Herwegh, den er gleichfalls hatte aufsuchen wollen, war zu seinem großen Bedauern abwesend. Dann kehrte er über Konstanz, Lindau und München nach Wien

zurück. Hier hatte er schon vor seiner Abreise eine neue Hofmeisterstelle im Hause des Bankiers Lieben angenommen. Sie war ihm für sechs Jahre angetragen worden, er aber wollte sich nur für drei Jahre binden. Seine Reise hatte nicht dazu beigetragen, seine Abneigung gegen die Abhängigkeit des Wiener Lebens zu vermindern. Wenn er an seine Zukunft dachte, sah er sich immer in einer anderen Umgebung, und es konnte daher nicht seine Absicht sein, länger zu bleiben, als sich als unbedingt notwendig erwies. Wäre es ihm geglückt, wie er lange Zeit gehofft hatte, schon im Sommer 1842 mit seiner Gedichtsammlung hervorzutreten, so hätte er seiner Reise jetzt schon wohl ein anderes Endziel als Wien gegeben. Nachdem er mehrere Wochen mit Hoffmann und Campe unterhandelt hatte, war es auch zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß gekommen. Mit Ungeduld erwartete er noch die letzten Abmachungen, um dann dem Erscheinen seiner „Gedichte eines Zeitkindes“ in Ruhe entgegensehen zu können. Doch alle diese Hoffnungen und die Pläne, die sich daran knüpften, vernichtete im Mai die ungeheure Feuersbrunst, die fast ganz Hamburg in Asche legte. Hoffmann und Campe waren schwer geschädigt und wollten einstweilen an neue Unternehmungen nicht denken.

Er machte noch einen zweiten Versuch. Kuranda, der nach Wien gekommen war, und in Literatenkreisen freundlich aufgenommen wurde, hatte ihm versprochen, das Manuskript selbst mit nach Leipzig zu nehmen und dort dafür zu tun, was in seinen Kräften stand. Doch als er die im Laufe des Winters entstandenen politischen Gedichte (deutsche Monumente, der deutsche Knecht, u. a.) hörte, welche der Sammlung ja erst das Gepräge verleihen, das sie gerechte Anwartschaft auf ihren stolzen Titel erheben läßt, kamen ihm doch Bedenken, und er mochte die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Denn erst durch seinen Wiener Aufenthalt war Hartmann auch als Dichter in die Reihen der politischen Opposition getreten. Zwar hatten, wie wir sahen, die Polenbegeisterung und manches andere schon frühzeitig seine politischen Instinkte geweckt, und schon aus der Prager Zeit wird uns berichtet, daß er ein an Cremieux gerichtetes Gedicht dem Gefeierten übersenden wollte; ob er diese Absicht zur Ausführung gebracht, erscheint allerdings ungewiß. Doch erst in Wien begann er in weiterem Umfange der politischen Muse zu huldigen, offenbar angeregt durch die Lektüre von Herweghs Liedern, die trotz scharfer Verbote dort stark verbreitet waren.

Seine Ungeduld, endlich zu einer Lösung dieser für ihn so brennenden Frage zu kommen, wurde indessen durch diese neuen Umstände nur vermehrt. Nun sandte er das Buch mit der Post nach Leipzig, bekam das Paket aber nach einiger Zeit geöffnet zurück. Er konnte noch von Glück reden, daß keine Untersuchung gegen den Absender, der so hochverräterische Dinge nicht nur dachte, sondern auch schrieb und sogar drucken lassen wollte, eingeleitet wurde. Ein Weg stand ihm noch offen: er hätte nämlich durch Fürsprache Lenaus leicht mit Cotta in Verbindung treten können, und wäre wohl unter dieser Flagge eines günstigen Erfolges sicher gewesen. Doch verschmähte er, den Freund zu Hilfe zu rufen.

So war das Resultat dieser Betriebsamkeit, daß alles beim Alten blieb. Er mußte noch warten, obgleich er schon Anfang 1841, noch bevor er an den Abschluß einer eigenen Sammlung hätte denken können, den kühnen Plan geschmiedet hatte, in Gemeinschaft mit einigen Freunden ein Album herauszugeben. Damals war gerade, in ähnlicher Weise wie für Vollendung und Ausbau des Kölner Doms, eine energische Agitation im Gange, die die Mittel für das großartige Hermannsdenkmal Bandels aufbringen sollte. Wie die Vollendung des Kölner Doms als Denkmal deutscher Einheit, so wurde das Hermannsdenkmal als Erinnerungszeichen an die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft aufgefaßt. Es war ein Denkmal des Deutschtums im eminentesten Sinne des Wortes. Und wie die absolutistischen Regierungen allen Freiheitsbestrebungen feindlich gegenüberstanden, so hatte auch Bandel mit seinem Projekte auf eine Unterstützung nicht zu rechnen.*) So wurde es bald Parteisache der nationalen und liberalen Opposition. Das Hermannsdenkmal erlangte eine ungeheure Popularität. So war es denn ein sehr glücklicher Gedanke — von wem der Beteiligten er ausging, ist nicht festzustellen — ein Album herauszugeben, dessen Reinertrag dem Denkmalfonds zufallen sollte. „Es soll heißen: Album von sieben jungen österreichischen Dichtern fürs Hermann-Monument." „Einige Kerle haben wir uns vereinigt, lauter junge, fürs Hermannsdenkmal ein Album herauszugeben und rechnen mit größter Bestimmtheit auf dich," schreibt Hartmann in dem ankündigenden „Geschäftsbrief" an Meißner. „Einen höchst merkwürdigen, aber tauben Dichter habe ich dieser Tage kennen gelernt, einen Freiheitsdichter, der die herrlichsten Gedichte

*) Tatsächlich erhielt er erst 1871 aus Reichsmitteln einen Zuschuß, der ihm die Vollendung seines Lebenswerkes ermöglichte.

schreibt, und der gehört dazu. Ferner Rank, der einen herrlichen, wahrhaft Grabbeischen Akt aus einem Trauerspiele gibt. Rumpelmaier (Felix), der einige größere, sehr gute Gedichte bringt. Broda auch gute — nun wollen wir nur noch dich und Bach. . . . Alle übrigen hiesigen können wir nicht brauchen, sie wagen nichts, sind klein und servil. Das Ganze wird frei sein, ohne Zensur und in Stuttgart aufgelegt, wie der Herweg (!) Da wir so wenige sind, muß jeder mehreres bringen — ich selbst gebe vierzig Seiten Gedichte, auf Ehre nicht eines schlecht, meine Polenlieder, meine deutschen Lieder*), mehrere, die ich jetzt geschrieben, politische Balladen und außer den vierzig Seiten ein Gedicht von vielleicht fünfhundert Versen, das ich jetzt schreibe: „Graf Wessheleny", ein hübscher ungarischer Stoff. - Du siehst, daß eines jeden Beitrag bedeutend sein muß und wir erwarten vieles von dir. — Gedichte und ein kleines Epos. Merlin wäre mir sehr lieb, auch können einige schon gedruckte darunter sein. Von Bach mußt du einige herauskriegen . . . In Betracht, daß Österreich noch gar nichts fürs Monument getan hat, werden wir Jungen uns hoffentlich auf eine vorteilhafte Weise auszeichnen, und wenn du, was Ruhm betrifft, eigennützig bist, so verspreche ich dir davon den besten Erfolg . . . Ich bin ganz begeistert von der Sache und schreibe die göttlichsten Gedichte dafür: dieser Tage schrieb ich eines, „Momente", das meinen Leuten überaus gefällt, ebenso wie mir." Man sieht, mit wie hochgespannten Erwartungen Hartmann an der Verwirklichung dieses Planes arbeitete. Es war aber, als ob ein Fluch an all seinen Strebungen haftete, so lange er in Wien war, keine von allen vermochte er in Tat umzusetzen . . . Der „sehr liebe und gute" Rumpelmaier war es diesmal, der durch seine Nachlässigkeit den unerfreulichen Ausgang auf dem Gewissen hatte. Allerdings hätte Hartmann wohl, bei der Tendenz der von ihm beigesteuerten Gedichte, sich bei Zeiten aus dem Staube machen müssen; sonst wäre ihm für diese kühne Nichtbeachtung der Zensurverordnungen eine kleine Luftveränderung in einem der beliebten klimatischen Kurorte Spielberg oder Kufstein verschrieben worden. So aber konnte er ruhig in Wien seine „Studien" fortsetzen.

Doch zeigt die ganze Angelegenheit aufs Deutlichste, daß Hartmann damals keineswegs mehr allein stand, daß er in den Kreisen der Literaturjünger anregenden Umgang gefunden hatte,

*) Hierunter vermutlich seine „deutschen Monumente", die ja direkt aufs Hermann-denkmal Bezug nehmen.

daß er in ihnen etwas galt. Wenn auch seinem Ehrgeiz damit nicht Genüge geschehen ist, er höher hinaus will: „Eben komme ich verdrießlich und gekränkt aus Neiners (!) Kaffeehaus. — Bauernfeld, Lenau etc. saßen an einem kleinen Tische beisammen und ich mußte in einem Winkel die Goldkörner seiner Rede verstohlen auffangen und mich damit begnügen, wenn er mir unter dem Reden zulächelte und seine Worte an mich richtete und mich die Leute angafften. — Gott, wann wird die Zeit kommen, da ich mich an den Tisch der Dichter werde setzen dürfen und mitsprechen im Rate der Weisen — oder wird sie nie kommen und werde ich mich mit allen Plänen, mit aller Weltliebe immer im Winkel verstecken müssen?" Jedoch erfüllt es ihn anderseits mit Befriedigung und Selbstbewußtsein, daß, wenn er auch unter der älteren Generation natürlich eine führende Stellung nicht einnehmen kann, die Jüngeren auf seine Meinung Wert legen, sich unverkennbar von seinem Einfluß beherrschen lassen, obwohl er sie weder als Dichter noch als Menschen hochschätzen kann. „Montag abends kommen einige Poeten bei mir zusammen und lesen vor, aber trotz meines Zusammenlebens mit ihnen verachte ich sie alle mehr oder weniger. — Keine großen freien Gedanken. — Nichts als Verseschreiber, doch werden sie unter mir liberaler, freier und ich bin entzückt darüber, wie ich die Kerle Augen machen sehe, wenn ich ihnen predige, von Deutschland, dem jungen und dem alten, wenn ich sie auf Poeten aufmerksam mache, von denen sie keinen Begriff hatten, wenn ich ihnen von der Bestimmung des Dichters spreche, was die Lumpe nie geglaubt hätten. — Ich habe mir schon einige Beredsamkeit und Achtung unter ihnen erworben und sie fangen schon an, ganz andere Gesichter zu machen. — Und das freut mich." —

Aber er hatte auch noch einen mehr esoterischen Zirkel um sich versammelt, dessen Glieder mit der Gruppe vom Hermannsdenkmal-Album identisch sind: Landesmann, Broda, Rank, Rumpelmeier, und noch andere gesellten sich hinzu. Man kam oft zusammen und las sich gegenseitig seine neuesten Produkte vor. „Ich lebe ein sehr angenehmes Talapoinenleben, schreibe und dichte und zu Mittag kommt Rank, der sehr gute Rumpelmeier, Broda, denen lese ich sie vor und lasse mich verehren." — Doch gelangte sein Name zu Ansehen auch außerhalb dieses Kreises. War dieses erwähnte Café Neuner das Zentrum, wo die Schriftsteller zusammentrafen, die sich bereits durchgerungen hatten, so vereinigte sich die „neue Generation" im Café Gei-

ringer auf dem Bauernmarkte. Hier waren sie beinahe täglich zu sehen: Joh. Nep. Berger, Joh. Nordmann (wer würde unter diesem schlichten Namen den pompösen „Rumpelmeier" suchen?) Joseph Rank, Isidor Heller, so oft er in Wien war, Moritz Kuh, Sigmund Kolisch; und Hartmann fehlte selten, dem „diese Erholung, diese Erfrischung des Geistes am meisten Not tat: denn fremder als jeder andere fühlte sich sein Herz in dem bunten Getümmel des Wiener Lebens". Denn „für das vormärzliche Wien war Hartmann niemals sehr eingenommen. Das Leben daselbst war ihm zu oberflächlich, Ton und Benehmen der Leute fand er, trotz der scharf ausgeprägten Form von Höflichkeit und Zuvorkommenheit, nicht genug gebildet. Was man sonst gemütlich nannte, schien ihm nichts als schale Gedankenlosigkeit. Selbst an dem Wiener Witz, an den umlaufenden Spässen, den drolligen Redewendungen im Wiener Dialekte, die gleich einer Kindersprache den Deutschen aller Gegenden anmuteten, konnte Hartmann keinen Gefallen finden, und mancher gebräuchliche Scherz, wenn er an ihn gerichtet wurde, brachte ihn auf. Die Weise kam ihm zu derb, zu ungeschliffen vor." Er gehörte eben nicht zu den Geistern, die sich in Wien noch häufiger fanden und finden als anderswo, „die in der Jagd nach Vergnügen und sinnlichen Genuß aufgingen, denen Bälle, Theater, Konzerte, Gelage und leichtfertige Damen ein volles Genügen gewährten."

Durch Sigmund Kolisch, dem wir die oben zitierten Aufzeichnungen verdanken, wurde er auch schon zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes in die „Concordia" eingeführt. Diese Gesellschaft, die erst seit kurzer Zeit bestand — sie war 1840 gegründet worden — zählte die angesehensten Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen der Stadt zu ihren Mitgliedern, und so war es für Hartmann nicht ohne Bedeutung, zu ihr in Beziehung zu treten. An einem Abend las er hier seine eben vollendete Ballade „Der weiße Schleier" vor und erregte einen wahren Beifallssturm. „Erstaunt vernahm die Gesellschaft die Klänge von seltener Meisterschaft, deren Urheber allen unbekannt war, nach dessen Namen sie fragen mußten. Castelli, als Obmann des Vereines, ging auf den jungen Poeten los, drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte ihm Schmeichelhaftes über Form und Inhalt des vorgetragenen Gedichtes". Man fand, daß man von diesem plötzlich aufgetauchten Talent Großes erwarten könnte, besonders auf dem Gebiete der Ballade, prophezeite man, werde er neue Wege erschließen. So war ihm

die günstigste Aufnahme bereitet, er brauchte nicht mehr zu befürchten, irgendwo verschlossene Türen zu finden . . .

Die „Concordia“ und die zur selben Zeit ins Leben gerufene „Juridisch-politische Lesegesellschaft“ stellen den ersten Versuch einer Organisation der literarisch tätigen und literarisch gebildeten Kreise zum Kampfe gegen die gemeinsame Unterdrückerin Censur vor. Bauernfeld, der in seinen liebenswürdigen satirischen Lustspielen diesen Tendenzen Rechnung trug, hatte eigentlich auch hier den ersten Anstoß gegeben, indem er seine Ansichten über die österreichischen Preßverhältnisse, seine Forderung nach einer modernen Umgestaltung des staatlichen Beaufsichtigungssystems 1842 in „pia desideria“ niederlegte. Auf dieser Basis fanden die ersten Unterhandlungen statt, Bauernfeld wurde mit Ausarbeitung einer Denkschrift betraut. Obwohl sie sich in ziemlich bescheidenen Grenzen hielt, erregte sie doch Anstoß bei den Juristen der Versammlung, welche meinten, da die Literaten nicht eine staatlich anerkannte Korporation seien, besäßen sie eigentlich auch ein Petitionsrecht nicht. Ihre Ansicht drang durch, die Denkschrift ward noch um einige Töne zahmer gestimmt. Man forderte, nein, man bat nur um „Handhabung nach den Grundsätzen der Instruktion von 1810“. Damals hatte man sich nämlich nachdem man sich die Volksbewegung gegen die Franzosen zu einer nachdrücklicheren Kriegsführung als bisher dienstbar gemacht, genötigt gesehen, „liberaler“ zu wirtschaften. Auch die „pia desideria,“ in denen Bauernfeld seinen Eifer möglichst dämpft, gehen in ihren Wünschen nicht weiter. Endlich, nach langen Debatten und Erwägungen, lag das Elaborat am 14. März 1844 zur Unterschrift in Castellis Wohnung aus und ward, wie Horner mitteilt, von 99 Schriftstellern unterzeichnet. Auch Hartmann und Kolisch gehörten zu den Unterfertigten . . .

Es scheint jedoch nach dieser Kraftanstrengung eine Pause eingetreten zu sein: Die Petition wurde erst am 16. Mai 1845 überreicht. Ihr Schicksal ist am besten in Bauernfelds eigenen Worten wiedergegeben:

Endlicher, Jenull mit mir
Bei den Erzherzogen.
Mannhaft überreichten wir
Die ziemlich zahmen Bogen.
Rhetorisch kamen wir ins Zeug.
Die Hoheiten schienen befangen,
Nur Metternich war klug genug,
Uns gar nicht zu empfangen.

Da ruft er denn, freilich post festum, in einem Gefühle der Erbitterung:

Zensurerleichterung? Schwere Not!
Das heißt ins Wasser geschlagen.
Preßfreiheit oder den Tod!
So sollten wir sagen . . .

Schärfer noch zeichnet die Stimmung, mit der man in den oberen Regionen auf diese Desideria der „Untertanen" herabsah, eine gleichzeitige Notitz der „Grenzboten": „Höchst merkwürdig ist eine Äußerung des Fürsten Metternich, die in allen literarischen Kreisen hier besprochen wird. Der Fürst sagte nämlich zum Professor Endlicher, der eine Audienz bei ihm hatte: „Seit 28 Jahren beschäftige ich mich mit dem Fortschritte Österreichs, und sehen Sie, hier liegen die Karlsbader Beschlüsse zu einer Revision vorbereitet. Da kommen Sie mir nun mit Ihrer unglücklichen Petition dazwischen und verderben mir alles: — abzwingen läßt sich die Regierung nichts!" . . .

Dieses vorsichtig-laue Vorgehen der Schriftstellervereine erregte natürlich den Zorn der energischeren „Jungen", die der entschiedeneren Devise Bauernfelds huldigten. Die Auswanderung nach Leipzig, die unter ihnen beinahe Stil geworden war, nahm immer mehr zu. Jeder, der irgend wie konnte, suchte draußen sein Heil, wo er ein freies Wort gegen das die Heimat bedrückende System wagen konnte. Zu ihnen gesellte sich 1846 auch Lorm-Landesmann, der mit schneidender Schärfe die Schwachmütigkeit der Wiener Literatur und ihrer berufensten Vertreter darlegte und durch seine Schrift „Wiens poetische Schwingen und Federn" jedem Versteckspiel ein Ende machte: „Die österreichischen Literaten pflegen das Beugen unter alle Bedrückungen, die ihren Beruf zu Grunde richten, mit einer Art von übel verstandenem Patriotismus zu beschönigen, der vom instinktartigen Festhalten der Tiere am Nest, in welchem es gezeugt wurde, kaum zu unterscheiden ist. Der wahre Patriotismus ist die Arbeit für das Vaterland, und wie ist eine geistige und politische Fortbildung für Österreich möglich, ohne sich durch ein freiwilliges Exil den Gesetzen zu entziehen, die über eine solche Tätigkeit ein furchtbares und unerbittliches Anathem aussprechen? Träges Kleben an der Scholle heißt selbst zur toten Scholle werden! . . . Wir sprechen unsere gerechte Verachtung aus gegen jene, die sich heutzutage noch den österreichischen Zensurgesetzen unterwerfen, die nicht lieber ganz schweigen, als ihre Muse im Polizeihause notzüchtigen zu lassen" . . .

Wir sind um einige Jahre vorausgeeilt, da Hartmann wohl den Anfang dieser Anti-Zensurbewegung, nicht aber ihr klägliches Scheitern in Wien erlebte. Jedenfalls kennzeichnet die Entwicklung der ganzen Angelegenheit und die Stellungnahme der „Jungen" zu ihr deutlich die Sinnesart der Kreise, in denen sich Hartmann während seiner Wiener Lehrjahre hauptsächlich bewegte. Doch vollzog sich das fast alles erst 1844, als er schon sich innerlich von Wien, den Wienern, ihren Interessen und Kämpfen losgelöst hatte und nur noch die Gelegenheit erlauerte, ihnen auch den Rücken zu kehren. Denn jene Zeit des Behagens, das ihn, nachdem er sich allmälig in die neuen Verhältnisse eingewöhnt hatte, erfaßte, dauerte ihm nicht lange an. — Im April 1842 verließ Lenau Wien, den Sommer nach seiner Gewohnheit in Schwaben zuzubringen. Den Abend vor seiner Abreise verbrachte Hartmann noch bei ihm. „Heute", schreibt er an Meißner, „habe ich Abschied von ihm genommen, nachdem ich mit ihm gegessen und getrunken. Freund! Dieser Mensch steht unendlich höher, als der ganze Dichter und spricht göttlichere Gedanken, als sein schönster Vers. — Ein herrlicher, göttlicher Mensch und mein Freund! Wenn ich in Ihr Gesicht sehe, lieber Hartmann, sagt er, ist es mir, als ob ich ein liebes Buch lese, Liebe und Ruhe lese ich daraus. Sie werden ein herrlicher Mensch, lieber Hartmann und ich freue mich auf Ihre Zukunft. Gefallen Sie den Weibern? — Ich sollte meinen. — Dergleichen Dinge freuen mich sehr, ich staune aber, wenn ich ihm in einer aufgeweckten Stunde zuhöre, diese wunderbare Phantasie, dieser herrliche, scharfe Geist: was aber sonderbarer, oft dieser unübertreffliche, edle Humor. — Heute z. B., da ich vor seiner Abreise zum letzten Mahle mit ihm zu Tische war, da hat es gesprudelt, über die ganze Welt, über Österreich, Preußen, Metternich, Philosophie, Amerika, Frankl, Weiber, Phisiognomik etc., kurz, während 1½ Stunden die größten Wahrheiten, bald im Hohenpriestergewand, bald in der Harlekinsjacke" . . .

Im Sommer war Hartmann auch auf Reisen gegangen, und als er zurückkam, das Auge noch trunken von den geschauten Herrlichkeiten, fand er eine neue Lücke, die in seinen kleinen Kreis gerissen war. Einer seiner liebsten Freunde, Adolf Broda, war ihm gestorben. Von großem Talent, Hartmann gleich an Streben und denselben Göttern dienend, war er, dem kein so großes Maß strenger Selbstzucht gegeben, der auch nicht durch den Druck materieller Not zur Beherrschung

seiner Leidenschaften gezwungen war, rasch den verderblichen Einwirkungen des den Geist erschlaffenden Wiener Klimas erlegen. Hartmann hatte vollkommen recht, wenn er in einem längeren, dem toten Freunde gewidmeten Auffsatz sagte: Er starb an Wien. Hatte er doch an sich selbst ähnliche Erfahrungen gemacht, hatte er doch die eigene Kraft ermatten gefühlt und Stunden durchlebt, von denen er Freund Meißner, dem er alles zu beichten gewohnt war, schreiben mußte als von „einer Zeit, da ich mich in allem erkalten und erstarren fühlte". „Ich glaube, wenn es so fortgegangen wäre, mein ödes Leben . . . . . entweder Wien oder ein späterer Selbstmord hätten mich zu Nichts gemacht". Nun, es ging eben nicht so fort! Lenau hatte nicht besonders viel seines gerühmten Scharfblicks aufwenden müssen, seine an den Gast gerichtete Frage selbst bejahend zu beantworten. War doch Hartmann damals der Typus eines hübschen Jungen. „Er hatte ein schönes, offenes Gesicht, auf dessen Zügen ein gewisser Enthusiasmus festgehalten war . . . . Er hatte etwas Selbstbewußtes: man sah, daß er eine Freude an sich selbst hatte. Immer etwas romantisch herausgeputzt, sei's auch nur mit einem farbigen Halstuche oder Sacktuche, das er hervorsehen ließ — er mußte schon schon beim ersten Erscheinen jedem auffallen und das wußte er auch." Besondere Sorgfalt wurde auf die Pflege des Haupthaars verwendet, das man lang, auf die Schultern herabwallend trug. Das war ja das Zeichen eines freien deutschen Studenten und konnte man farbige Mütze und Band verbieten, die langen Haare als Symbol der Gesinnungstüchtigkeit mußte man ihnen lassen. Es ist spaßhaft, zu lesen, mit welchem Ernst solche Wichtigkeiten behandelt werden und wie die Freunde sich gegenseitig darüber Bericht erstatten . . . . Wenn man noch hinzunimmt, daß er als Dichter und Schriftsteller rasch eine ziemlich bedeutende Lokalberühmtheit erlangt hatte, so darf man sich nicht wundern, daß er Glück hatte „bei den Weibern", wie Lenau sagt. Meint er doch selbst, daß er manche Lektion, durch die er sich ja seinen Unterhalt erwarb, seiner „edlen Gestalt" verdankt habe . . . .

Schon in Prag war er dem Besuche von Réunions und ähnlichen Vergnügungen nicht abgeneigt gewesen, und an manche knüpfen sich Episoden von einer Lotti oder Maria, die in einer lyrischen Ernte friedsamen Ausklang finden. Aber in Wien — tausendunddrei! — Das mag ja eine gelinde Übertreibung sein, jedenfalls sah er seine Lieblingsgestalten in

Dichtung und Wahrheit hier im Kerzenschimmer der Ballsäle leibhaftig vor sich; unter den Epithetis Mignon oder Bettina tut ers gar nicht. Doch kam es über einen der gebräuchlichen Saisonflirts nie hinaus. Das für ihn so ereignisreiche Jahr 1842 aber brachte auch hier eine Wandlung, und wenn er bisher von dem Stigma der Oberflächlichkeit nicht freizusprechen ist, zeigte er hier wahre Tiefe in Gefühl und Empfindung.

„Am ersten Fäber war ich auf einem Ball — — ich war an Geist und Herz nie so beschäftigt als damals. — Das Resultat ist, daß ich glücklich bin . . . Am ersten Fäber habe ich auf dem Künstlerball Therese Klaus kennen gelernt . . . Nur eine Tür trennt mich in diesem Augenblick von ihr, ich höre sie Guitarre spielen, meine Blumen, die sie mir heute ins Zimmer gestellt, umflechten mich mit duftigem Netz, ich schreibe mit einer Feder die sie mir geborgt, und ich schreibe ruhig. — Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen, durch vieles Unglück gereift, nicht schön. — Die Familie ist sehr arm, die zwei Töchter ernähren sie. — Eine edle Bildung des Geistes zeichnet die Familie aus, der edelste Stolz bei dieser Armut. — Anfangs glaubt ich, ich liebe Theresen und ich suchte in ihr Haus zu kommen, später nur, um der Familie zu helfen. — Das geht bei ihrem Stolz nicht an, auch jetzt nicht, da ich ein Kind des Hauses bin, da ich bei ihnen wohne und auf Händen getragen und sehr geliebt werde. — Und! Ich liebe Theresen, aber wie? Habe ich bis jetzt bei einem Mädchen auf Charakter gesehen! Nein! — Hat Lotti, was man suchen soll? Nein! — Resi hat mir eine ganz eigene Welt aufgetan und ich liebe nun das Weib, und werde mich in zwei Monaten mit ruhigen Herzen von Resi trennen.*) — Ihre Geschichte ist eine merkwürdige und unserem baldigen Wiedersehen oder einem Briefe soll sie aufbewahrt sein. Sie ist krank und kann nicht alt werden, das macht mich oft traurig, doch darf es hier nicht anders sein; sie ist ein Geschöpf, das tot oder unglücklich sein muß. Für jetzt macht sie mich Tagelang glücklich . . . Ich aber habe sie sehr lieb, nichts mehr — sehr ruhig, kalt und verdanke ihr doch unendlich viel . . . Ich habe in einer ganz neuen Welt gelebt, ganz neue Entschlüsse gefaßt, wollte häuslich werden und für Familie arbeiten, bin ein Leidensgenosse geworden und habe viel geweint, ungeheure Nachteile aber auch

*) Der Brief ist im April geschrieben; im Juli trat Hartmann seine Italienreise an.

die schönsten Lichtseiten des Lebens haben sich mir gezeigt, das hat mich verwirrt, umgestaltet und endlich viel mehr Klarheit in mein Gehirn und in mein Herz gebracht. — Ich weiß nun besser, was beide wollen sollen, um, wenn auch nicht sich, doch andere zu beglücken und das hat mich ein Mädchen gelehrt . . . Landesmann war außer sich, wie ich ihm sagte, ich könnte mich in eine Nußschale verkriechen, denn er meint, ich sollte die Welt ausfüllen, und doch habe ich es so leicht denken können, da ich in drei Zimmern, oft an einem Tische, vor einem Buche mit ihr so glücklich bin."

Wenig später muß er seine Stellung im Hause Wertheimstein verloren haben. Damit waren aber auch seine Einnahmen auf Null reduziert, und er hatte kaum, wovon er leben konnte. „Ich hätte schon seit drei Tagen gar nichts gegessen, wäre ich nicht glücklicherweise gestern eingeladen worden", schreibt er an Meißner, ist aber dabei ängstlich besorgt, daß die Kunde seiner mißlichen Umstände nicht nach Duschnik dringe. Zum guten Ende dauerten diese Verlegenheiten nicht lange an, da er bald darauf die neuen Vereinbarungen mit Liebens traf.

So lebte er eine glückvolle Idylle, sich ganz auf die kleine Häuslichkeit jenes dritten Stockes der Unteren Reißnergasse beschränkend. Im Ruhegefühl sicheren Besitzes trat er seine Italienfahrt an. Als er im Herbst heimkehrte, fand er die Geliebte schrecklich verändert. Ihr Lungenleiden, das jeder Kunst des Arztes spottete, hatte schauerliche Fortschritte gemacht. Den ganzen Winter noch schleppte sich die Leidende zwischen schmerzhaften Krisen dahin, bis sie Ende März der Tod befreite. Hartmann hatte manche Nacht getreulich an ihrem Lager durchwacht. Obwohl er längst schon wußte, daß dieses Leiden zu keinem anderen Ausgang führen konnte, war das doch ein furchtbarer Schlag für ihn. „Heute früh morgens ist sie gestorben, Therese," schreibt er an Meißner, „wie ich es vor drei Wochen geträumt habe, den 20. März. Am Tage ihres Begräbnisses bekommst du diesen Brief. — Gott, wie traurig und elend bin ich, mein Haupt ist zum Tränenquell geworden. — Wie viel Schönes und Edles ist mit ihr gestorben. Die schönste Zeit meines Lebens geht mit ihr zu Grabe. Mir hat sie die Erinnerung an eine liebeselige Zeit hinterlassen, an der ich mein ganzes Leben zehren werde. — Die letzte Stunde hat sie, freilich bewußtlos, nur mit mir gesprochen. Und von wem? Von dir, mein Freund! — Ihre letzten Worte waren: Was macht Alfred? Ihre letzten Worte. Nimm das als Beweis, wie oft wir von dir

gesprochen, und wie sie dich nach diesen Gesprächen liebte. — Lebe wohl! Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!“ Er war wie gebrochen, zog sich wochenlang von allen Freunden zurück und verbrachte halbe Tage an ihrem Grabe auf dem Friedhofe von St. Marx.

„Seit sie gestorben ist ein fester Wall
Von Einsamkeit um mich gezogen.
Vergebens ist der Überfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben!“

Seine Poesie ist, wo überhaupt noch etwas in ihm klingt, ganz der Toten und ihrem Andenken geweiht. Hatte er auch niemals an die Möglichkeit einer Vereinigung mit der Geliebten glauben wollen: „Uns trennt das Leben mit der ganzen Schwere Des hergebrachten, alten, schalen Fluchs“ — muß er sich auch in seiner Trauer sagen: „Und doch will es mir scheinen, daß es so besser ist“, so vollzog sich doch der Umschwung von lauter Klage und jähem Schmerzensausbruch zu stummer Resignation nur langsam. Die Freunde, die sie gekannt, nahmen Teil an seiner Wehmut. Ihnen Allen fehlte ihre verständnisvolle, feinfühlende Teilnahme. Auch Meißner, der ihr nur durch Hartmanns Briefe und Erzählungen näher getreten ist, widmet ihr eine gefühlvolle Elegie: „So kann dann sterben, was wie du So geistig-geisterhaft gelebt?“ . . .

„Von Theresen und meinem Leben nach ihrem Tode will ich dir nichts sagen — wozu? Seit ich ihren Sarg im Grabe gesehen habe, seit ich wahrhaft einen großen Schmerz kennen gelernt habe, bin ich ein anderer und werde wohl immer ein anderer bleiben. — So ein Tag ist groß genug und schmerzensreich genug, um seinen Schatten auf das ganze Leben zu werfen. — Ich habe nichts Schöneres noch in dieser Welt gefunden als Theres und ich wünschte nicht einmal es noch einmal zu finden. Auch zweifle ich daran, ob ich es jemals finden werde. — Denn nur von innen will ich noch sehen und so fort gehen. — Das war ein trauriger Tag, ihr Begräbnistag. — Kuh, Szarvady, ich, viele junge Maler und andere Freunde und Bekannte, die sie wie eine Heilige verehrt haben, sind ihrem Sarge nachgegangen und alle haben gefühlt, etwas Herrliches, Schönes, Edles verschwindet vom Erdboden. . . . Ich tue jetzt gar nichts, bin nur viel allein und lebe noch einmal das schönste Jahr meines Lebens

träumend durch. — Jeder schöne Moment mit ihr wird wieder lebendig und ich bin froh und glücklich, wie ich es niemals war, ich spreche mit ihr, ich höre ihr zu, ja bei Gott, ich höre sie sprechen, ihre süße, sanfte Stimme, ja noch weiter gehts, wie ich mit ihr leben möchte, wenn sie noch da wäre, die schönste, herrlichste Zukunft, die ich mir träume. Aber oft bin ich unendlich unglücklich und weine viel. Freund! Ihr Tagebuch, das sie durch vier Monate schrieb, das solltest du lesen! Welch ein edles, reiches Leben! So innig, so ohne toten Augenblick, immer Gedanken, Träume, Poesie. — Sie konnte unmöglich länger leben. — Man sieht es, wenn man das liest. Sie lebte wie der Blitz.“ —

Wie tief mußte dieses Mädchen auf ihn eingewirkt haben und wie nachhaltend mußte diese Wirkung sein! Es ist natürlich, daß er, als diese Hochflut der Empfindung, da andere Ereignisse im Laufe der Jahre in den Vordergrund traten, allmählich abebbte und einer ruhigeren, mehr historischen Betrachtung gewichen war, diese bedeutungsvollste Episode seines ganzen bisherigen Lebens künstlerisch zu gestalten suchte. Und wie er schon früher, wenn ihn ein Stoff innerlich tiefer ergriff, nach dramatischen Ausdruck strebte, so rang er auch diesmal mit dieser sprödesten Form, die er sich niemals erobern konnte, und die doch stets Ziel sehnsüchtiger Wünsche und ehrgeiziger Träume blieb. Das bedeutendste Werk seines dritten Jahres in der Freiheit ist das bürgerliche Trauerspiel „Sie sind arm“. Therese steht allerdings hier nicht an erster Stelle; es ist ein Versuch, die Wirkung selbstverschuldeter Armut auf eine großangelegte Künstlernatur zur Darstellung zu bringen. In die engen Wände eines Berufes eingezwängt, in dem sich die künstlerischen Seiten im Wesen Jacques nicht voll entfalten können, wird er von heftigem Widerwillen gegen dieses philiströse Milieu gepackt, das ihn umgibt. Sein grenzenloser Leichtsinn, durch keinerlei Energie im Zaume gehalten, bringt ihn in schlechte Gesellschaft, und einmal der haltenden Fesseln mühevoller Tagesarbeit ledig, gibt er sich einem Prasserleben hin, das ihm, den alle Erfahrungen nicht kargen und rechnen lehrten, bald sein ganzes Vermögen raubt. Die Tante, die hilfreich beispringt, vermag mit ihrem Hab und Gut gerade noch die Wechsel einzulösen, die er in leichtfertiger Unkenntnis unterschrieb, ihren Liebling so vom Schuldengefängnis befreiend. Dafür sitzt sie jetzt der Familie auf dem Halse, läßt sich von ihr erhalten und pflegen, und

hängt ihrem Lieblingstraum nach, eine reiche, unabhängige, von ihren Renten lebende Frau zu sein. Doch dieses Leid, alles Elend, das er so über seine Familie, deren Stolz und deren Ernährer er gewesen, gebracht hat, vermag ihn nicht aus diesem Taumel, diesem Rausch aufzureißen. Immer noch flieht er Arbeit und Werkstatt, die schon von den Zeichen seines Standes entblößt ist, und verbringt seine Zeit im fruchtlosen Müßiggange, mit seiner Geliebten, der Gräfin Hartenstein, die von seiner Vergangenheit nichts weiß, nichts wissen will. So sind die Lasten des Unterhalts auf die zarten Schultern Theresens — das Drama behält die wahren Namen bei — gewälzt, die ihre Kräfte in nächtlicher Arbeit aufzehrt, zu rastloser Tätigkeit aufgestachelt durch die Tante, die, in ihrer herzlosen Bosheit ihr stets die Verpflichtung vorhaltend, den Schaden, den Jacques verbrecherischer Leichtsinn angestiftet, wieder gut zu machen, ihr keinen Augenblick der Ruhe und Erholung gönnt. Sie will sie sogar, von einem reichen Grundbesitzer der Umgebung, dem Baron Neuwall, halb überredet, halb bestochen, zwingen, als Erzieherin in sein Haus zu treten. Dieser Baron von Neuwall, der Intrigant unseres Stückes, ein Witwer, steht im Begriffe, sich mit der Gräfin Hartenstein zu verloben. Doch liebt er Theresen, die bereits einmal die Erziehung seiner Kinder geleitet hat, vor seinen Anträgen und Verfolgungen aber geflohen ist. Jedes Mittel zur Erreichung seines Zieles ist ihm recht. Um nun die Familie, und durch sie Theresen, ganz in seine Gewalt zu bekommen, kauft er der Tante in einem unbewachten Moment die Wechsel Jacques ab, und verteilt sie „unter die größten Lumpen der Stadt“. Jacques, als das einzige Hindernis seiner Pläne bei Theresen, wie bei der Gräfin, muß zuerst unschädlich gemacht werden. Dieser hat auch schon wieder eine neue Schuld zu seinen alten Vergehungen gefügt, die seinem Gegner das Spiel noch leichter macht: in bodenloser Leichtfertigkeit nimmt er ein Schmuckstück, das der Baron zum Brautgeschenk für die Gräfin bestimmt und Klauss, zur Neufassung anvertraut hat, an sich, allerdings ohne diese Umstände zu kennen. Er will nur seiner Geliebten ein Geschenk damit machen. Der Baron triumphiert, er meint ihn schon sicher in seiner Hand zu haben. Als die Gräfin, die den Verhalt errät, dem Baron den Schmuck zurückstellen läßt, weister ihn ab. Hiedurch, und durch die schmutzigen Verleumdungen, mit denen Neuwall auch Theresen verfolgt, zur höchsten Verzweiflung getrieben, seinen Fall voraussehend, faßt Jacques den Ent-

schluß, sich und die Schwester an ihm zu rächen. Er führt diesen Vorsatz aus, indem er den Baron, der, auf die Nachrichten von der physischen und psychischen Erkrankung Theresens, von Reue gepackt, herbeieilt, ihre Verzeihung zu erflehen, über den Haufen schießt. Neuwall stirbt und in demselben Augenblick, wo der Schuß gefallen ist, erliegt auch Therese, die unseelige Tat des Bruders erkennend und verfluchend, der zehrenden Krankheit, die in ihren Adern wühlte. „Einen Sperling zu fangen, seid ihr ausgezogen, einen Habicht führt ihr heim", sind die Worte Jacques, mit denen er sich den Händen der Häscher überliefert

Wir finden also einen im besten Sinne dramatischen Stoff, dessen im Ganzen nicht ungeschickte Ausgestaltung dennoch selbst dem oberflächlichen Beobachter schon eine noch ungeübte und deshalb unsichere Hand verrät. Manche feine Wirkung, die mehr dichterisches Talent als Bühnenkenntnis zeigt, wird durch irgend eine, meist äußerliche Ungelenkheit paralysiert. Auch die psychologische Motivierung, die in diesem Drama allerdings außerordentliche Anforderungen an Seelen- und Menschenkenntnis des Dichters stellt, steht größtenteils auf sehr schwachen Füßen. Selbst den Charakter Jacques', das Um und Auf des Ganzen, das psychologische Rätsel, dessen Lösung uns das Drama bieten mußte, haben wir als eine vollendete Tatsache hinzunehmen, zu der uns kein Schlüssel gegeben wird. Die fortwährenden Sprünge seiner Laune, von wahnsinniger Liebe zu ebenso grenzenloser Verachtung, sein bitter-düsterer Pessimismus, sein künstlerischer Schaffenstrieb und seine schroffe tatenlose Unrast stehen in einem unausgeglichenen Widerspruch zueinander. Ebenso bleibt die vollständige moralische Peripetie Neuwalls psychisch unerklärt, die plötzliche Besserung dieses verhärteten Bösewichts schwer glaublich. Der Schuß, der ihn niederstreckt, ist ein Theatercoup, ein Knalleffekt schlimmster und ältester Manier, der Hieb, der einen gordischen Knoten zerreißt, den der Dichter anders nicht lösen konnte. Eine rein tragische Empfindung kann diesem Komplex unausgegohrener Leidenschaft gegenüber nicht aufkommen, und so muß auch dieses Trauerspiel, oder vielmehr dieser Versuch eines Trauerspiels, trotz des vielen Guten, das er zu Tage förderte — z. B. die äußerst charakteristische, dem Leben abgelauschte Figur der keifenden Tante, und die in diesem trüben, wie in grauen Kellerdunst getauchten Sittenbilde mit reinen, leuchtenden Farben gemalte seraphische Gestalt Theresens — als mißglückt bezeichnet werden.

Die Erinnerung an Theresen verließ ihn nicht. Und als er, fern von allen Freunden, am goldenen Horn, von schwerer Krankheit, die ihn mehr als einmal dem Tode nahe gebracht, genesen, die Glieder im goldenen Sonnenlichte des Frühlings wohlig zu neuem Gebrauche reckt, das Gefühl des Gerettetseins in seiner ganzen Süße auskostend, da feiert sie in seinem Innern eine neue Auferstehung. Er schrieb, er diktierte seine Erzählung „Dur und Moll". Der Vergleich des Dramas mit ihr liefert uns eine Menge ersprießlicher Betrachtungspunkte für die Artung seines poetischen Talentes, seine ästhetische und formale Selbstbildung.

Daß „Dur und Moll" lediglich eine Paraphrasierung seiner eigenen Jugendgeschichte ist, beweist der Brief an Hiller vom 15. Jänner 1855 zu Konstantinopel datiert. „Ich diktiere jetzt", sagt er da, „eine lange, aber wunderschöne Novelle, deren Helden, einen Musiker, ich Ihnen zu Ehren Ferdinand getauft habe, doch ist die Geschichte, wenn sie, anstatt Musik Literatur hindenken, zum großen Teile meine eigene Wiener Leidensgeschichte." . . . So haben wir hier das offene Bekenntnis, unter der Maske des Musikus unseren Dichter selbst, hinter dem Milieu der Novelle seine eigenen jungen Leiden verborgen zu finden. Hat nun das Drama die Lebhaftigkeit und frische Unmittelbarkeit des Ausdrucks vor der Novelle voraus, weist sie anderseits eine größere künstlerische Abrundung und Gestaltungsfreudigkeit auf. Aber auch in Behandlung und Gruppierung finden wir die wesentlichsten Unterschiede. Während in dem früheren der beiden Werke der auf Abwege geratene junge Künstler, der Goldschmied Jacques, mit seiner Sturm- und Drangmoralistik den Vordergrund beherrscht und geradezu Hauptanlaß und Hauptfigur des Dramas bildet, ist er in der Novelle ganz aus dem Rahmen der Handlung gedrängt und wird nur nebenbei als Ursache des Unglücks der Familie Theresens erwähnt. An seine Stelle ist der Freund Theresens, Hartwig-Hartmann oder Ferdinand getreten, der junge Dichter, der im Drama die Rolle des unbeteiligten Zuschauers spielt, der helfen will, ohne dazu im stande zu sein. Hier ist er, wie erwähnt, in einen jungen Musiker verwandelt, und seine Liebe zu Theresen das Hauptthema. Die schneidenden Kontraste des Dramas sind so gemildert. Der ruhige Fluß der Handlung, die leidenschaftslose Erzählung haben etwas Idyllisches. Die Fabel ist denn auch bedeutend einfacher, nur durch Schilderungen aus dem gesellschaftlichen Leben des vormärzlichen Wien ausgefüllt.

Wenn man seine Skizze über Broda mit jener von Ferdinands Wiener Aufenthalt vergleicht, so findet man, daß der Gedanke, Hartmann habe Züge aus dem Leben des Freundes in seine Erzählung verflochten, nicht von der Hand zu weisen ist. — Ferdinand, ein begabter junger Musiker, ist aus einer süddeutschen Provinzstadt nach Wien gezogen, in Beethovens Nähe zu weilen, dessen Genius er sein Leben geweiht. Er findet nur noch sein Grab. Sein erster Entschluß ist, die Stadt, die bisher Mittelpunkt seiner liebsten Illusionen war, sofort zu verlassen, doch schiebt er die Ausführung dieses Planes von Woche zu Woche hinaus. Am Grabe Beethovens lernt er ein Mädchen kennen, deren stumme Trauer beweist, daß auch in ihr Leben der Tod des Meisters eine Lücke gerissen hat. Es ist Therese. Die Gemeinschaft in der Kunst bringt es mit sich, daß sie rasch einander näher treten, und eine kurze Zeit reicht hin, Ferdinand einen Einblick in die traurige Lage der Familie Klaus zu gewähren. Durch den Leichtsinn des Bruders, dem nach dem Tode des Vaters die Erhaltung seiner Angehörigen Pflicht sein sollte, dessen künstlerischer Sinn und Fähigkeit aber aus dem väterlichen Juwelierladen ein Versuchsfeld seiner ehrgeizigen Pläne und Träume machte, ist der behagliche, bürgerliche Wohlstand der Familie zu Grunde gerichtet. Er selbst ist mit knapper Not durch Flucht dem Schuldgefängnis entgangen. Nun liegt die Sorge für die kränkelnde Mutter und Geschwister allein auf den schwachen Schultern Thereses, die ihre früher nur zu eigener Lust und Freude erworbenen musikalischen Fertigkeiten auszunützen gezwungen ist, um sich und den Ihren Brot zu schaffen. Als Musiklehrerin fristet sie sich, von Haus zu Haus hetzend und gehetzt, eine traurige Existenz. Doch erlahmt diese harmonische Seele nicht und findet sich in den kleinen Freuden des Tages Glücks genug, das sie ihr Elend geduldig weiterschleppen läßt. Ferdinand, den eine tiefe Neigung an sie gefesselt hält, wird bald ihr vertrautester Freund, der an ihrem Kummer und ihren Sorgen redlich Teil nimmt. Keine seiner Hoffnungen, mit denen er in die Welt zog, ist Wirklichkeit geworden, und um nicht der äußersten Not Preis gegeben zu sein, wandert auch er mit seiner Geige durch die Stadt. So leben sie eine Weile neben einander hin, ruhig und still, ohne sich von der Zukunft etwas zu erwarten, was sie doch nicht halten wird, die mannigfachen Bitternisse ihres Berufes geduldig ertragend mit dem Gleichmut dessen, der sich bewußt ist, in seiner Seele Innerstem Schätze zu bergen, die ihm unverlierbar zu eigen sind. Doch

der Sommer, der die Stadt veröden läßt, beraubt sie auch dieses kargen Unterhalts. Auch ist Thereses Gesundheit nicht mehr die feste vom ehedem, die schwere Zeit der letzten Jahre hat sie erschüttert. Da kommt Ferdinand der Gedanke, mit ihr als wandernde Musikanten die Provinz zu durchziehen.*) Ein strahlender Frühsommermorgen sieht ihren Abschied von der Stadt. Ein freundlich, heiterfarbig, sonnendurchströmtes Bild hebt sich ihre Überlandfahrt von der grauen Alltäglichkeit des Stadtlebens ab. Wie sie hier eine Bauernhochzeit feiern helfen, dort eine Kirchweih durch ihre Kunst verschönern, immer in dem Glücksgefühl des Alleinseins — das bildet eine der poetischsten Episoden Hartmannscher Novellistik. So wird es Herbst. Der Blätterfall und mancher trübe Tag mahnen zu schleuniger Heimkehr. Das rauhe Wetter zeigt bald, daß die Besserung in Thereses Befinden nur trügerisch war. Bald nach ihrer Rückkunft bricht sie gänzlich zusammen, der keimende Frühling nimmt sie hinweg. „Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Therese zu Grabe gegangen, meine Geschichte endet mit ihrem Tode", schließt Ferdinand seine Erzählung, die noch an vielen schönen Einzelheiten reich ist und ein gelungenes Bild der Bohème des vormärzlichen Wien gewährt. Ein Hauch männlich-ernster Resignation liegt über dem Ganzen, der besonders den heiteren Partien eine gewisse Schwermut verleiht.

Damals aber, im Sommer 1843, war Hartmann noch ferne von solch resignierter Lebensauffassung. Er verbrachte ihn mit der Familie Lieben, die sich im Schlosse Gutenbrunn eingemietet hatte, in Baden, sich des heiteren, anregenden Land- und Badelebens freuend, und im Verkehr mit vielen gleichgesinnten Genossen eine momentane Befriedigung findend. „Mit welchem Jubel haben wir dein Versprechen, zu uns zu kommen, aufgenommen!" schreibt er an Meißner. „Gott, Gott, welch ein schönes Leben geht mir auf, wie werden wir mitsammen phantasieren und glücklich sein, und wie wenig werden meine Kinder in dieser Zeit lernen. Stets beisammen! schon habe ich eine prächtige Mansarde in unserem Gutenbrunn für dich in Anspruch genommen. Sie wird drei Glückliche beherbergen. Wir wollen nur Täler und Gebirge durchstreifen, zu Fuß und

*) Es ist immerhin merkwürdig, daß auch dieses Motiv schon im Briefwechsel jener traurig-glücklichen Tage angedeutet ist: „So gerne wollt ich, was Bettina Wilh. Meister rät. Meine Mignon könnte ich zwar nicht mitnehmen."

zu Pferd, dichten, lesen, Pläne machen, fluchen, Witze reißen, bis du weiterziehest gegen Süden und ich dich begleite, bis in die Alpen Steiermarks". Aus diesen so rasch vergessenen, wie gefaßten Reiseplänen wurde natürlich wie gewöhnlich nichts. In Baden aber verlebten sie eine Reihe von Tagen glücklichen Beisammenseins. Auch Landesmann, der Taube, war mit im Bunde, dessen Geist Hartmann immer höher schätzen lernte. „Vergiß bei ihm nicht an Mendelssohn, Lichtenberg, Pope und Scarron, sie hatten alle Ähnlichkeit mit ihm", lauten die Worte, durch die er ihn an Meißner empfiehlt. „Seine Taubheit ist eine Art Klostermauer, hinter der ein beschaulicher Schamane sitzt." Auch Karl Beck war einige Tage in Baden und trug durch seine Erzählungen dazu bei, die Verbindung mit dem „Ausland" wieder herzustellen, die seit dem resultatlosen Verlauf der Korrespondenz mit Campe, der die letzten Briefe Hartmanns einfach unbeantwortet gelassen hatte, abgebrochen war. So ging die heitere Prophezeiung: „es wird ein angenehmer Sommer werden", wohl in Erfüllung. „Ich streiche stundenlang in den Wäldern umher, singe und tanze wie ein Narr, nachmittag gehe ich zu Betty, die auch hier ist."

Betty Paoli hatte er schon im Winter kennen gelernt, ihre eigentümlich starke, durch harte Schicksale gefestete und doch weiblich-feine Individualität hatte ihn gleich anziehend berührt, so daß rasch ein freundschaftlicher Verkehr mit der um sieben Jahre Älteren sich anbahnte. Sie hatte damals schon zwei Gedichtsammlungen und eine ganze bunte Reihe von Novellen veröffentlicht, und war eine überall gern gesehene und begehrte Journal- und Almanach-Mitarbeiterin. So war sie im Vergleich zu den jungen Anfängern immerhin schon eine literarische Großmacht. Sie war damals noch, als Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenberg, in persönlich abhängiger Stellung, eine äußere Unfreiheit, die sie, innerlich längst von dem Zwange gesellschaftlicher Konvenienzen losgelöst, oft doppelt schwer und niederdrückend empfand. Sie flüchtete sich in solchen Stimmungen gern zu ihren jungen Freunden, die sie wiederum nur an bestimmten Tagen, zu bestimmten, in der fürstlich-schwarzenbergschen Hausordnung festgesetzten Stunden empfangen durfte. Die leichtgeschürzten Badener Sommertage mögen ihr darum keine geringere Erquickung gewesen sein, als ihr Freund Hartmann es empfand nach des vergangenen Winters trauriger, Geist und Schaffen beengender Öde. Auch die Fürstin, die er auf diese Weise kennen lernte, fand Ge-

fallen und Interesse an ihm, so daß er, später von der Freundin zum Besuch aufgefordert, auf Schloß Worlik, der fürstlich-schwarzenbergischen Besitzung, die liebenswürdigste Aufnahme fand.

So kam für den nach harter, lähmender Verzweiflung innerlich wieder Gefesteten der neue Winter heran, der letzte, der für ihn in Wien herniedergehen sollte, das er schon bis zum Überdrusse ausgekostet hatte, die Stadt und ihre Gesellschaft. „Hier hält mich nur noch meine Hofmeisterei und meine Armuth." Denn, daß er von Wien aus sich eine literarische Stellung nicht schaffen kann, hat er längst erkannt. Nur draußen, und nur durch den direkten Einfluß seiner Person wird es ihm gelingen, zu wirken, wie er es sich in jugendlich-idealisierend überschwänglicher Weise vorstellt. Doch, „all' das Seine mit sich tragend", das heißt, sein Manuskript unterm Arm, auszuwandern, dazu fehlt ihm doch noch Mut oder Übermut. Denn es beschäftigt ihn die bange Frage, wovon er „draußen" sein Leben fristen soll, und bei diesen Erwägungen erfüllt ihn vorläufig tiefe Niedergeschlagenheit Die Entschiedenheit, die ihn später diese große Frage, die über Sein oder Nichtsein richtete, kecklich bejahen ließ, geht ihm noch ab, und mehr denn kleinlaut ist die Charakteristik, die er von sich entwirft. „Ich bin kein Journalist, weiß nicht viel, bin kein Übersetzer, kein Dramenmacher, nicht einmal ein Lyriker, was du vielleicht glaubst." Dies ist allerdings geschrieben in seiner tiefsten Gemütsdepression, die ihn nach dem Tode Theresens ergriffen, in der ihn „tausend Stoffe, ewig ruhelos, drängten" und all' seine Poesie „zu Herzblut, zu Fluch oder zu Tränen, aber nicht zu Worten ward". Und lange dauerte es, bis sein Selbstvertrauen wieder bis zur Ausführung des kecken Wagnisses, mit kühnem va banque-Ruf alles auf die letzte Karte zusetzen, erstarkt war.

Ein so intimes Freundschaftsverhältnis, wie es jenes war, das ihn mit Meißner in Prag verband, hielt ihn in Wien nicht zurück. Sogar von Landesmann und der Paoli, die ihm doch mit ihren schriftstellerischen Leistungen und ihren Tendenzen von allen Wiener Musenjüngern noch am nächsten standen, hielten ihn so manche äußerliche Eigenarten und Eigenunarten ferne. „Betty Paoli gehört zu einer Clique der reinen Ästhetik, politische Poesie ist den Leuten ein Greuel, sie verehren sich untereinander und gehen mitsammen um, als ob ein jeder auf dem Haupte des andern schon den Glorienschein der ungeheuersten Berühmtheit erblicken möchte. Sie sind immer sehr tiefsinnig,

mit Gewalt unglücklich, bedauern jeden, der es nicht ist, tauschen beständig ihre Grundsätze aus, korrespondieren über die Gasse und bewahren die kostbaren Autographe, etc. etc. — kurz, widerliche Schauspielerei, wie mir scheint und mich abstößt von der ganzen Clique, die aus Juden und Christen besteht und bei Wertheim ihren Mittelpunkt hat. Landesmann, den man als sehr geistreich verehrt, steckt sehr tief darin und korrespondiert, disputiert etc. sehr viel mit Betty Paoli." Dieser rein ästhetisierende, die Außenwelt zu Gunsten der Entwicklung der „Psyche" vernachlässigende Irrealismus kommt besonders in einigen theoretischen und kritischen Arbeiten Landesmanns zum Ausdruck, in denen er der politischen Lyrik jede Daseinsberechtigung rundweg abspricht, da sie an etwas Nicht-Existierendes anknüpfe. Es ist klar, daß Hartmann, der mit beiden Füßen auf der Basis der politischen Forderungen stand, welche die Fortgeschrittensten seiner Zeit vertraten, der dem unheilvollen Einfluß der stagnierenden Verhältnisse Österreichs auf die Literatur, den er auch in diesen merkwürdigen Auslassungen eines aufgeklärten Geistes wie überhaupt in der völlig indifferenten Haltung der erwähnten „Clique" zu erkennen glaubt, sich zu entziehen strebte, den tiefen Gegensatz seiner Anschauungsweise zu der jener „unpolitischen" Richtung, empfinden mußte. Von der Paoli selbst stieß ihn noch „eine gewisse katholische Heiligkeit und Pietisterei ab, die sich zwar in ihren Gedichten manchmal gut ausnimmt, aber ihre Novellen auf eine mir widerliche Art entstellen". An diesen Verhältnissen änderte auch der Winter 1844 nichts. Er war für ihn eine Zeit des Alleinseins, in der seine Pläne umso besser sich entwickeln und ausreifen konnten.

Doch war noch ein Haus in Wien ihm offen, in dem zu verkehren sein bester Stolz war. Das Haus Ottilie von Goethes, die nach dem Tode ihres Schwiegervaters mit ihrer Tochter Alma und ihren Söhnen von Weimar nach Wien übergesiedelt war. Sie liebte es, junge schriftstellerische Talente bei sich zu empfangen und gefiel sich in dieser Mäzenatenrolle sehr wohl. Auch Hartmann gehörte seit Beginn seines Wiener Aufenthalts*) zu diesen Bevorzugten und erfreute sich ihrer Gunst in ganz besonderem Maße. Wie sie ihn durch ihre Protektion bei Mendelssohn zu unterstützen bestrebt war, als er daran ging, seinen Plan, seine Studien in Berlin fortzusetzen, zu realisieren,

*) Im Mai 1841 machte er ihr den ersten Besuch.

haben wir bereits gesehen. War doch, trotz jungdeutscher Beeinflussung, „seine Seele voll von Goethe". Die Wahlverwandtschaften, den Wilhelm Meister, den Briefwechsel Bettinens hatte er mit intensiver Entzückung in sich aufgenommen. Nicht geringer, wenn auch anders geartet, ist der Eindruck der Lektüre von Wahrheit und Dichtung. „Mir sind während der Lesung große Lichter aufgegangen, und ich sehe diese ungeheure Größe in einer Beleuchtung, daß mir unheimlich wird . . . Dichtung und Wahrheit ist ein ganzer Riemen voll Schulbücher — Rechenbuch und Evangelium, Grammaire und Bibel. Es hat Stellen, deren Sinn hell und groß ist, wie die Sonne, und man erschrickt, wie dieser Titan mit all den Sonnen spielt, sie von allen Seiten betrachtet, ihr Feuer nur probiert, und dann ganz ruhig weglegt, als wären's ausgerauchte Pfeifen . . ." Der Entwurf eines Dramas Nausikaa, von dem uns allerdings nur die Sonntagsblätter im November 1843 berichten, zeigt ihn uns ganz deutlich in Goethes Spuren wandelnd, und es fällt wirklich schwer, zu glauben, daß er, der doch seiner Anfängerschaft so oft schmerzlich sich bewußt ist, aus sich selbst heraus gewagt habe, die Fäden fortzuspinnen, die der Gewaltige unbeendet abgebrochen. Viel näher liegt und viel wahrscheinlicher ist uns der Gedanke, daß die freundliche Herrin des Hauses ihm auch hierbei ermutigend zur Seite stand, ja ihm vielleicht die Idee sogar eingab. So scheint Hartmann ein häufiger Gast bei Goethes gewesen zu sein, und er nützte den Umstand, um auch hier für Freund Meißner und seine Poesie, die er, wie wir aus ihrem Briefwechsel ersehen, oft über seine eigene stellte, Propaganda zu machen.

In die Zeit des Wiener Aufenthalts endlich — eine genauere Angabe ist, da alle Unterlagen hiefür fehlen, unmöglich zu machen — gehört der Beginn seiner Freundschaft mit Hermann Jellinek, dem Philosophen, und dem Musiker Julius Becher, den späteren Opfern Windischgrätzscher Revanchejustiz. Jellinek, noch um zwei Jahre jünger als Hartmann, entwickelte sich sehr rasch und veröffentlichte in den nächsten Jahren einige äußerst schneidige kritische Schriften über Philosophie und Religionsgeschichte. Wie oft mag Hartmann mit dem scharfen Dialektiker diskutierend und spintisierend, Systeme über den Haufen stürzend und neue aufbauend, die die Skepsis der nächsten Minute wieder vernichtete, beisammen gesessen sein. Becher dagegen, der bedeutend Ältere — war er doch schon 1803 geboren — fesselte ihn durch seine Kunst und gern erinnert er sich später

der Zeit, „wo mit Sonaten und Quartetten die Stunden hold vorüber glitten". Meißner war es, der schon in Prag sein Interesse für Musik rege gemacht und ihn — war er doch selbst ein guter Klavierspieler — durch den Vortrag Beethovenscher Sonaten und Chopinscher Notturni entzückt hatte. Becher, Kritiker, Virtuos und Komponist zugleich — wenn er auch als solcher Verständnis und Gegenliebe seiner Zeitgenossen nicht fand: man denke nur an Grillparzers bissigen Stachelvers: „Sein Quartett klang, wie wenn einer, der da hackt in scharfen Schlägen, mit zwei Weibern, welche sägen, eine Klafter Holz zerkleiner" und an den komischen Zornesausbruch Lenaus, der sonst seinen Verkehr suchte — Becher trug wesentlich zur Vertiefung seines musikalischen Verständnisses bei, wofür ihm Hartmann auch dankbare Anerkennung zollte.

Doch, so freundlich und angenehm ihn auch all das im Einzelnen berühren mochte, konnte es ihn unmöglich auf die Dauer in Wien fesseln, als er sich einmal bewußt war, daß er diese Stadt innerlich überwunden hatte, daß sie ihm etwas Neues für seine geistige Ausbildung nicht bieten könne, daß ein längerer Aufenthalt, ein längeres Zögern und zaghaftes Hinausschieben seiner Pläne, die doch alle „draußen", außerhalb des Kreises Metternichscher allmächtiger Polizeiwillkür, ihren Ziel- und Richtungspunkt fanden, ja dort erst überhaupt zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangen konnten, für ihn Stillstand und Rückschritt in der schlimmsten Form zu bedeuten hatte. Allmälig kam auch eine zuversichtlichere Stimmung in ihm auf, ähnlich der, aus der heraus er schon früher einmal einen seiner vielen, schon in den Windeln stecken gebliebenen Reisepläne mit den Worten angekündigt hatte: „Ich fürchte mich gar nicht vor Berlin, denn ich komme sehr reich hin. Ich bringe Ideen mit, zu den lieben Prager Erinnerungen, auch seelige aus Wien, und für den Magen eine grandiose Übung in Journalartikel." Das war im Frühjahr 1842 gewesen, kurze Zeit, nachdem er Theresen kennen gelernt. Es kam alles anders, wie er in jenen Momente seelig gehobenen Gefühles gedacht und gehofft. Er war doch noch nicht reif, hatte noch eine harte Schule durchzumachen. Jetzt erst wars in Wahrheit überstanden. Jetzt erst konnte er ohne Übertreibung von sich sagen, was er einmal in einem Augenblicke der Erregung niedergeschrieben: „wer die Epigonen (Immermanns), Wilhelm Meister und Bettina so wie er zu Fleisch und Blut habe werden lassen, dürfe sich nicht einpfärchen lassen in den Stall kleiner Ver-

haltnisse, in die Menagerie der Konvenienzen.“ Das allmälige Festerwerden in seinem Entschlusse zu beobachten, wäre von Interesse: leider läuft aber gerade in dieser Zeit wie überhaupt in dem ganzen letzten Jahre das Bächlein seiner Korrespondenz mit Meißner dünner und spärlich. Sie schweigt gerade hierüber vollständig, so daß für diese doch lediglich psychischen Vorgänge gar keine Anhaltspunkte geboten werden.

Das Verhältnis zum Liebenschen Hause löste sich bei der freundschaftlich-herzlichen Stellung, die er sich auch hier rasch zu erwerben verstanden hatte und die fast mehr der Stellung eines Hausfreundes als eines Hauslehrers entsprach, in aller Güte. Nahmen doch auch die Glieder der Familie an seiner poetischen Entwicklung innigen Anteil. Die beiden Knaben, Leopold und Adolf, die er unterwies, waren zu derartig nachfühlendem Verständnis allerdings zu der Zeit noch zu jung; in späteren Jahren aber entwickelte sich eine innige Freundschaft, die bis zu den schwersten letzten Augenblicken Stand hielt. Das Gedicht „An einen Knaben,“ welches Hartmann im Stubenrauch'schen Almanach publizierte, ist an Leopold Lieben gerichtet. Damals war es besonders die Frau des Hauses, der er oftmals in den kleinen und größeren Sorgen des Tages beratend treulich zur Seite gestanden. So war die Trennung von Liebens das Einzige, was ihm den Aufbruch von Wien in gewissem Sinne schwer machte. Schon einige Tage nach dem Abschied, noch im August 1844, schreibt er an sie: „Überhaupt erscheint mir jetzt alles, was ich in Ihrem Hause erfahren, getan, erlebt, in einem so schönen Lichte und mir ist es, als stände ich auf einer hohen Aussicht und überblickte eine poesievolle Landschaft: - - da verschwindet alles, was in der Nähe störte, und die schönen Berge, Bäume, Wiesen, die Gruppierungen, alle vereinigen sich zu einem reizenden Bilde. So ist es mir mit den zwei Jahren, die ich in Ihrem Hause verlebte: Sie, gnädige Frau, mit meinen lieben, lieben Schülern sind die poetische Staffage. Wie lächerlich erscheinen mir jetzt die unmutigen Augenblicke, in denen ich mich, ich gestehe es, aus Ihrem Hause fortgewünscht . . . Ich habe stets meine Meinungen, nie meine Neigungen auf der Zunge getragen: diese habe ich tief in meinem Herzen verwahrt, und ich glaube, es ist gut so: da halten sie sich wie guter Wein in einem guten Keller.“ Man sieht, er wird ordentlich sentimental! Seine pädagogische Art ist nicht besser zu charakterisieren, als durch den ersten Brief, den er an seine „lieben Kinder“ schrieb. Er ist so hübsch, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Stelle

daraus hier herzusetzen: „Ihr habt mich schon in jeder Stimmung gesehen, in verdrießlichen und fröhlichen Launen, aber so traurig, als ich in den ersten Tagen nach meinem Abschiede von Euch und als ich vor einigen Minuten war, bevor ich die Feder angesetzt. Euch zu schreiben, so traurig habt Ihr mich noch nicht gesehen, und wahrhaftig, ich habe noch in meinem Leben keinen Brief in solcher Gemütsbewegung geschrieben, als diesen. — Wenn ich so zurückdenke an die Zeiten, die ich mit Euch verlebte, erinnere ich aufs Deutlichste an das kleinste Erlebnis, nur an jeden Ärger, an jeden Verdruß, den ich mit Euch gehabt, vergesse ich gänzlich, als ob so was nie zwischen uns vorgekommen wäre. — Ich wußte das wohl voraus, daß es so kommen und wie ich mich nach Euch zurücksehnen werde und doch habe ich mich losgerissen, um meiner Bestimmung entgegenzugehen. — Siehst du, mein lieber Leopold, so geht es jedem Menschen, der auf sich selbst beschränkt, mit eigner Kraft sich sein Schicksal bilden und sich ein ehrenvolles nützliches Leben aufbauen will; er darf keine Trennung, keinen Schmerz scheuen, ja er muß sie selbst herbeiziehen, um seine Zwecke zu erreichen. Und so wird es dir theilweise auch gehen im Leben und geht es jedem ordentlichen Menschen. Du weißt, was ich unter diesem Titel verstehe, und siehst es ein, daß man das Schmerzlichste nicht scheuen dürfe, ihn zu verdienen."

Hatte der alte Bankherr ihn für sechs Jahre an sein Haus fesseln wollen, und hatte der halbflügge Vogel, des Bauers überdrüssig, sich widerwillig für drei Jahre gebunden, so war auch die letzte Frist doch noch zu viel geworden. Es waren kaum zwei Jahre vergangen, als er von dannen flog. — Den Sommer verbrachte Hartmann noch im Hause Liebens, diesmal in Hietzing. Mitte August jedoch fuhr er von dannen, einer ungewissen Zukunft entgegen. Es ist ein neuer Beweis für die Tiefe seiner Freundschaft für Meißner, daß er, ehe er das Land verließ, unsicher, ob und wann ihn sein Lebensweg zurückführen würde, noch einmal an die Türe seines Prager Studierstübchens klopfte, noch einige Stunden der Aussprache mit dem Freunde zuzubringen, ehe ihn sein Schifflein in weite Ferne trug. „Ich werde dem Capua der Geister am 14. August den Rücken kehren, und . . . schon den 16. mit dir und Bach beim Hofrat oder beim Biere sitzen. . . . Es wäre unendlich lieblich von dir, wenn du auf drei Tage von Karlsbad nach Prag kämest." Denn jetzt, wo sein Schicksal endlich in der längst ersehnten Weise entschieden ist, läßt er sich noch etwas Zeit. Ein Besuch zu

Hause hält ihn noch für eine Woche in Duschnik fest, wo der Vater den Groll über diese neuen Experimente des so wenig nach seinem Wunsche geratenen Sohnes — „Wir alle", schreibt Hartmann viele Jahre später an seinen Freund Hiller, „waren mehr oder weniger von Enten ausgebrütete Schwäne" — nur schwer verwinden konnte. Nun gab er doch in Wien eine sichere und nicht uneinträgliche Stelle auf! Und seine Schreiberei hatte ihm doch noch nicht die Butter zum Brote eingebracht und würde das auch in Zukunft nicht Gott bessers! — Schwerer war der Abschied von der Mutter, die die Gründe dieses Scheidens nur dunkel begriff, und Tränen fielen auf beiden Seiten. — Er fand dann noch Zeit, Meißner seinen Besuch in dem „gottvollen Karlsbad" zu erwidern. Bei der Absicht den Freund mit hinaus zu entführen, scheiterte freilich seine Überredungsgabe, wenn er ihm auch Heidelberg und Berlin als lockende Bilder vorhielt. Sein eigentliches und nächstes Ziel war aber Leipzig, wenn er auch, wie der Stein, der ins Rollen kommt, in der Freude über die gewonnene Freiheit, im neuen Gefühle der Unabhängigkeit, keine Schranken zu fühlen meinte. Der Widerstand des Freundes gab ihm den klaren Blick wieder, ernüchterte ihn endgiltig von diesen jugendlichen Schwarmgeistereien. Allein zog er weiter. Der Dampfer führte ihn elbabwärts, Dresden zu. Wenige Tage später konnte er das heißersehnte Leipziger Pflaster unter den Füßen spüren.

2-72

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2292 H2Z94
Wittner, Otto
Moritz Hartmanns Jugend

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 13 06 017 8